

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1796)

Artikel: Vermischte Aufsätze
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

E x t r a f t
aus dem Mandatenbuch der Stadt Bern,
wegen Verbot aller fremden Kalendern.

Wir Schultheiss und Räth der Stadt Bern, thun kund hiemit: Alsdaue mit besonderm Missfallen Wir wahrnehmen müssen, daß Unsern Ordnungen zuwider allerhand Bücher im Land den Unsrigen angebracht, und in großer Anzahl verkauft werden, die vielerley bedentliche Sachen in sich halten; ja selbsten dergleichen den aktsährlich ausgebenden Kalendern einzubereiben man sich bemühet ic. Das demenach Wir, aus Landesväterlicher Vorsorg, Unser unterm zten Merzen lezthin deshalb publicirtes Verbot zu erfrischen, erforderlich und nothwendig erachtet; gestalten Wir alles Hausieren, Handeln und Feiltragen dergleichen Büchern, und aller andern, als der sogenannten Bern-Kalendern, so mit dem gedruckten Bären bezeichnet und privilegiert, zu allen Seiten völlig, und bey Poen der Confiscation, auch Obrigkeitlicher Ungnad, alles Ernstes hiemit gänzlich verboten haben wollen, inmassen männiglich Unserer Angehörigen, dies Verbot in Acht zu nehmen, und sich selbst vor Schaden zu seyn wissen wird. Datum den 31ten Christmonat 1731. Dieses Verbot erneuert den 25ten May 1784.

Vermischte Aufsätze.

Was ist Heilig?

Heilig! wo im Feyerkleide
Eugen, hohe Unschuld wohnt;
Heilig! wo der Liebe Freude
Rein und still im Herzen thront.

Sint. Gott (1796).

Heilig! wo im Bruderklusse;
Herz dem Herz entgegeneilt;
Wo im süßen Bundesschlusse
Gern der Eintracht Flügel weilt.

四庫全書

Aber nieder! mit dem Frechen,
Nieder! nieder! mit dem Mann,
Der den Schwur der Freundschaft
brechen,
Treu und Lieb' vergessen kann.

Heilig! wer die Tugend schont,
Wem sie unverzichtlich ist,
Wer, wenn Liebe ihn belohnet,
Nie des Mädchens Glück vergift.

Nieder! wer so tief gesunken,
Nieder! mit dem Völkewicht,
Der, von schnöder Wollust trunken,
Eine Rosenknospe bricht.

Heilig! wer beym vollen Mahle
Arme Brüder nicht vergift,
Wer, im goldenen Freudenraale,
Immer Mensch und Bruder ist.

Nieder! wer beym Klang der Becher,
Seiner Brüder Armut höhnt,
Nieder! der verruchte Becher,
Der nur seinen Lüssen fröhnt.

Heilig! wer der Unschuld Bande,
Und der Bosheit Ränke bricht,
Wer ihm dient, dem Vaterlande,
Durch Erfüllung dieser Pflicht.

Aber nieder mit den Buben!
Nieder mit der Höllenbrut,
Die der Unschuld Fallen gruben,
Dürstend nach der Unschuld Blut!

Heilig! wen der Lorbeer kränzet,
Froh erkämpft für's Vaterland!

Heilig! wer durch Tugend glänzet,
Wem auch nicht durch Stern und
Band.

Nieder! wen die Feigheit schändet,
Keiner biedern Freundschaft werth;
Nieder, wer vom Mangel geblendet,
Lasterhaft sich selbst entehrt!

Heilig! wer die Gottheit ehret,
Mensch und Christ bis an den Tod.
Nieder! wer nur Menschen höret,
Heiliger ist unser Gott.

An den Frieden.

Komm, o goldner Friede, wieder!
Unsre Mutter Erde weint
Um den längst vermissten Freund,
Den den Leichen unsrer Brüder,
Kehre, goldner Friede, wieder!
Wo du seist, komm bald hernieder.

Komm, es stehen Millionen
Mit der Schuscht starrem Blick,
Aus dem Himmel dich zurück:
Dein im Himmel mußt du wohnen,
Lass die Götter droben wohnen,
Komm, versohne Nationen.

Brüder kämpfen gegen Brüder,
Menschen wider Menschlichkeit,
Menschen gegen Macht der Zeit.
Völker reißen Thronen nieder;
Komm, es reißen alle Bande:
Hilf der Menschheit von dem Strande.

Thal

Thal und Berg und Fluren trauern,
Menschenblut hat sie besleckt,
Glut die Saaten abgeleckt.
Hunger schleicht durch die Mauern;
Komm, o Friede! bald hernieder!
Baue, was zerstört ist, wieder!

Sammle, die zerstreuet waren,
Gieb dem Vater seinen Sohn;
Steh! der Greis verzweifelt schon,
Sucht ihn unter todten Schaaren.
Komm und troste Mutterherzen,
Heile Wunden, die noch schmerzen.

Komm nur, lieber süßer Friede!
Steh! in unsre frohen Reihen
Laden wir dich tanzend ein.
Komm, des Streites sind wir müde;
Ja wir sind des Krieges müde;
Kehre wieder, goldner Friede!

Die beyden Wölfe.

Von Frankreichs Revolution
Kam jüngst erst Nachricht in das Reich
der Thiere.
Wie? sprach ein alter Wolf, so lange
schon
Blüht dort mein Glück, und immer fröhre
Und hungr' ich hier noch? Komm, mein
Sohn,
Nicht länger wollen wir am Thron
Des Löwen noch als Diener stehen,
In Frankreich soll's uns besser gehen!
Pack ein! Geschwinde fort von hier.
Gelobtes Land! dort herrschen wir!
Wie — sprach der Sohn — soll das
geschehen?

Naum scheint mir's möglich. — Glaube
mir,
(Erwiedert jener) es wird gehen;
Al rothen Mühen fehlt's uns nur,
Denn ächte Jakobiner - Seelen,
Und ächte Jakobiner - Kehlen
Verleiht uns selber die Natur.

Die Stecknadel, eine wahre Anekdote.

Zu einem reichen und angesehenen Kaufmann in L. kam einst ein Handwerker, ziemlich dürtig, doch sauber gekleidet; beherrte, mit ihm allein zu sprechen, und brachte dann seine Worte, wenn nicht ganz doch wenigstens ungefähr also an:

„Mein Herr, von Jugend auf hatte ich große Lust zur Handlung, aber mein Vater dachte anders, und besaß auch wirklich nicht Vermögen um irgend etwas auf meine Erziehung wenden zu können. Ich musste mich daher schon entschließen, sein Handwerk auch zu lernen; habe nach seinem Tode es fortgesetzt, und stehe, dem Himmel sei Dank! jetzt am mittlern Fenster zwischen Darben und Ueberfluss. Eine Gewohnheit ist mir indes doch von meiner alten Reisung übrig geblieben: daß ich nehmlich dann und wann Sonntags, wann ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, im Allen bey mir überdenke, was ich wohl vornehmen würde, wenn ich jetzt Kaufmann wäre. Manche Pläne gehn dann durch meinen Kopf, und vergehn auch wieder; denn so klug bin ich doch, meinen Freunden und Kunstgenossen nichts von

mit-

meiner Träumerey merken zu lassen. Ein einziger Plan will schon seit einigen Wochen nicht wanken und weichen. Er scheint mir so ausführbar, und die ganze Spekulation so einträglich, daß ich wohl wissen möchte, ob Sie Lust hätten, mir ein paar Minuten zuzuhören?

„Hergleich gern.“

Aber noch eine Bedingung hätt' ich dabei. Gesetzt, Sie fänden nun daß ich Recht hätte, und die Sache ausführbar sey; gesetzt, Sie unternehmen es wohl selbst; versprechen Sie dann, mich an der Ausführung und am Nutzen Antheil nehmen zu lassen? Geld hab' ich freylich keines; aber an Thätigkeit wollt' ich gewiß nichts sparen, und der erste Gedanke von einer guten Sache ist doch auch etwas werth.

„Sey es! wenn der Vorschlag ausführbar ist, so gehöre dem Herrn der Drittheil des reinen Gewinnes!“

Der ehrliche Handwerksmann eröffnete nun seinen ganzen Plan, und der Kaufmann mußte bei sich selbst gestehen: es sey ein Geschäft, worauf er nicht gefallen, sey thunlich und im Gelingungsfall sehr belohnend. — Indes war dieser Gelingungsfall doch nur wahrscheinlich, nicht gewiß; Auslage ward ziemlich viel erforderlich; und endlich mußte er sich dabei großentheils einem Manne anvertrauen, den er heute zum erstenmal in seinem Leben sah; dessen moralischer Charakter ihm also ganz fremd war; der nicht übel sprach, aber doch selbst gesandt, daß er eigentlich

die Handlung nie erlernt habe. Der Kaufmann gab daher die sehr verminstige Antwort, daß er diesen Vorschlag keineswegs abweisen, sondern nur genauer durchdenken, und seinen Bescheid darüber in einigen Tagen, spätestens in ein paar Wochen ertheilen wolle. Doch gerade dieser Aufschub mißte unserm Handwerker höchstlich. Entweder, daß er in die Aufrichtigkeit von jenem, wenn es sich verzöge, Misstrauen setze, oder daß er wirklich so aus Überzeugung sprach; kurz, er behauptete: was unternommen werden solle, müsse jetzt, so schleunig als möglich, unternommen werden, und er bewies dies mit Gründen, die allerdings nicht unbeträchtlich, wenn gleich immer noch für die zweite Person nicht ausschlaggebend waren.

Mitten im Flusß seiner Rede, und indem er ein paar Schritte im Zimmer mit dem Hausherrn auf- und abging, ward er auf dem Fußboden eine Stecknadel gewahr, bückte sich, hob sie auf, und steckte sie sorgfältig, ohne jedoch im Sprechen zu stocken, in Aufschlag seines Ermels.

Dies, so sehr es Kleinigkeit war, entging doch den Augen des Kaufmanns nicht; und kaum daß eine Pause ihrer Gelegenheit zum Einsallen gab, fragt' er jenen halblächelnd: „Sagen Sie mir, aufrechtig, halten Sie in Ihrer ganzen Wirthschaft alles so zu Rath, wie Sie es jetzt mit dieser Stecknadel machen?“

„Mit

„Mit dieser Stecknadel? Hm! Wer wird denn eine Stecknadel liegen sehn, und nicht aufheben?“

„Wirklich? Bravo! Sie sind mein Mann; hier ist meine Hand; ich wag' es mit Ihnen.“

Er that es, und hatte keine Ursach es zu bereuen. Das Geschäfte lief gut — Jener bisher gemeine Mann zeichnete sich vortrefflich dabei aus. Der Gewinn, der ihm zu Theil ward, setzte ihn in den Stand, mehrerley zu versuchen. Der Kaufmann, der ihn lieb gewonnen, unterstützte ihn ferners. Mehrere Pläne, von seinem Kopf ausgedacht, fanden in der Kasse von jenem ihre Ausführbarkeit. Er ward endlich selbst Handelsmann, und starb reich und geachtet. Eines von *** reichsten Geschlechtern, und schon längst mit sogenannten alten guten Familien verschwägert, kam mit von einem Handwerker ab, und verdankt gewissermaßen seinen ganzen Wohlstand — einer Stecknadel.

Mittel wider den Brand, das auch der Aermste angeneh- mlich haben kann.

Vor einiger Zeit verbrennte ein Wöscherweib ihre Füsse mit siedendem Wasser. Ein anderes, das sich auch schon einmahl verbrannt hatte, und just zugegen war, zog ihr die Strümpfe ganz langsam, damit sich die Haut nicht abschalen möchte, ans, nahm gemeines Küchensalz, machte

davon einen Munschlag um die verbrühten Füsse, und in einigen Minuten waren die Schmerzen weg. — Sie kamen jedoch wieder — aber nun feuchte sie das Salz an — und dies so oft, als sie wieder Schmerzen fühlte, die aber immer unträchtlicher wurden, und nachdem ungefehr $1\frac{1}{2}$ Stunde auf diese Art fortgefahren war, ganz verschwanden. Dies war aber noch nicht alles; die Brändflecken waren sogar getilgt, und den Tag nachher wußte sie nicht mehr daß sie gestern verbrüht war.

Dieses Mittel ist selther zu verschiedenen Mahlen probat erfunden worden — aber wohl gemerkt! wenn es sogleich nach dem Brände angewendet wird. Sobald die Haut sich dabei abgelöst hat, muß ein Löffel Bau'möhl in eben so viel frischen Wasser zu Schaum gerührt, und auf einem Läppchen darüber gelegt werden; — denn dies thut in diesem Fall vortreffliche Dienste.

Beyspiel belohnender Tugend.

In B... (einer Stadt in ***) lebte vor einigen Jahren ein armes, vaterloses, aber wohlgedildetes und schönes Taglohnermädchen mit ihrer kranken Mutter, die sie von ihrem Verdiente mit Waschen, Nähen und Spinnen kümmerte, aber ehrlich ernährte, in einem kleinen baufälligen Haus; jetzt lebt sie aber als Frau in den besten Umständen. Wedurch? Glos durch Ihre Tugend.

Ihre

Ihre angenehme Bildung reizte nehmlich einen gewissen jungen Herrn von Vermögen, ihr, unter ansehnlichen Versprechungen, seine Liebe anzutragen. Wie viele thres gleichen würden hier mit beyden Händen zugegriffen, und gedacht haben: durch diese Gelegenheit kommst du in den Stand, deiner armen Mutter desto besser helfen zu können; — oder: du bist arm und bleibst gewiß sitzen, auf diesem Weg aber kommst du zu Vermögen, und durch dieses gewiß auch zu einem Manne, denn wie viele Männer glebt nicht, die gerne nach so einem Bissen greifen? Wie manches Mädchen würde sich glücklich schäzen, wenn ihr so ein Antrag gemacht würde. Und dieses arme Mädchen hat doch nicht etwa Ihr Glück ausgeschlagen? Ja wohl! denn als sie zu unserm jungen Herrn gerufen wurde, und seinen Wunsch gehörte hatte, so sagte sie ihm ganz unbefangen und freymüthig ins Gesicht: Ihre Frau kann ich nie werden, und Ihre H... zu seyn, dazu bin ich, bey aller meiner Armut, zu stolz! Eine Antwort von diesem Gewicht mochte unser Wollüstling, bey ähnlichen Versuchen, wohl noch nie erhalten haben, und weil er gegen seine Freunde aus solchen Kleinigkeiten kein Geheimniß machte, so erfuhren sie diesen Vorgang von ihm gar bald, und in kurzem die ganze Stadt. Jeder Rechtschaffene lebte das Mädchen aber nunmehr unigst, ja ihr edles Benehmen reizte einen wohlbemittelten Bürger so sehr, daß er ihr die Ehe anbot. Ganz natürlich schlug sie diese nicht aus, und lebt jetzt, wie gesagt, in den glück-

lichsten Umständen. Ob sie denn aber jetzt auch so glücklich seyn würde, wenn sie dem jungen Herrn Gehör gegeben hätte? Dies will ich mein Lesepublikum entscheiden lassen.

Thorheit der Menschen über Witterung.

Ein Pfarrherr wurde unweit A... bey einer gewissen Dorfgemeinde eingesetzt. Die Bauern sollten nun dem neuen Herrn Pfarrer einige Rechte wieder abtreten, welche nach und nach von der Pfarre aus Nachlässigkeit der vordern Pfarrherren gekommen waren. Man weiß aber, was so ein Antrag bey den Bauern für Schwierigkeiten findet; indessen sahen sie gar wohl ein, daß sie zu kurz kommen, und wenn es zum Prozeß käme, denselben verlieren müßten. Sie fassten daher nach vielen Berathschlagungen in dem Wirthshaus (welches das gewöhnliche Rathhaus der Bauern ist), den weisen Schluß, na ch zu geben, und dem Herrn Pfarrer die geforderten Rechte einzuräumen, aber nur unter gewissen Bedingungen, über die ein Vorgesetzter und der Schulmeister einen vortrefflichen Einfall hatten; sie schlugen nehmlich vor, die verlangten Rechte dem Pfarrherrn zurück zu geben, wenn er verspräche, ihnen durch sein Gebet jederzeit Regen und Sonnenschein, wie sie es nehmlich brauchen würden, zu verschaffen, und damit gleich den Anfang zu machen. Dieser Einfall wurde mit

allge-

allgemeinem Beysatz angenommen, und so gleich zwey Ausgeschossene an den Pfarrherrn geschickt. Der Pfarrherr, der ein flügiger Mann war, merkte sogleich, wie es mit dieser Geschichte gehen möchte, ließ sich die gemachte Bedingung gefallen, versprach auch, heute noch ihren Willen zu erfüllen, sagte aber den Ausgeschossenen, ihm nur erst zu sagen, was für Wetter sie insgesamt für heute wünschten. Diese zogen ab, mit dem Versprechen, ihm sogleich Nachricht hierüber zu überbringen. Allein es dauerte eine, zwei, drey Stunden und länger, und es kam kein Ausgeschossener wieder. Und warum denn nicht? Weil die Bauern nutzehr nicht einig werden konnten, um was für Wetter jetzt ihr neuer Pfarrherr bitten sollte, denn der eine Theil wollte Regen, der andere Sonnenschein, der dritte Faltes, der vierte warmes Wetter u. s. w. Sie zackten sich hierüber die ganze Nacht durch, wurden doch nicht einig, und nahmen einander zuletzt beym Kopf. Am andern Tag schickten sie ihre Ausgeschossenen wieder zu ihrem Pfarrherrn, und batzen ihn, daß er es in Ansehen der Witterung nur beym alten lassen möchte.

Was die Einbildung nicht vermag!

Ein Bauer aus dem *** Gebiet, den wir mit Nahmen nennen können, hatte in der *** Zeitung von einer gewissen Art Wunderpillen gehört, die alle Gebrechen und Krankheiten heilen und heben sollten. Da er nun auch frank zu seyn glaubte, so gieng er zum Doktor des Orts, der

obige Pillen zum Verkauf hatte. Dieser war aber für den Augenblick nicht damit versehen. Der Doktor, der ein Lustigmacher war, und den Patienten kannte, machte zum Spaß in aller Geschwindigkeit, aus frisch gebackenem Brod, auf das er einige Magentropfen goß — 21 Stück Pillen — vergoldete sie — gab sie dem guten Mann, mit dem Bedenken, ja keine zu verlieren, sondern alle — ja alle einzunehmen, weil es akkurat 21 Stück seyn müßten, wenn sie ihm helfen sollten. Und siehe da! gleich am andern Morgen nahm der eingebildete Kranke die 21 Pillen ein, und war von Stund an wieder gesund. Welch eine herrliche Kur von Brodpillen

Dienstreue.

Vor einiger Zeit kam ein emigrirter Geistlicher aus Frankreich mit einem geringen Zehrpfenning nach F. und wurde frank. Als er aus Furcht mißhandelt zu werden, seinen Pfarrhof in Frankreich verlassen mußte, so vergrub er mit Hülfe seiner Köchin, was er an Baarschaft und andern Dingen von Werth hatte. Gleich nach seiner Flucht wurde der Pfarrhof rein ausgeplündert, und blieb dann leer stehen. Die getreue Köchin schlich sich einige Zeit nachher des Nachts in denselben, grub das Geld aus, und begab sich an die Gränze, um ihrem verlassenen Herrn nachzuziehen, der bei seiner Flucht sich geäussert hatte, daß er sich nach F. in der Schweiz begeben würde. Um keinen Verdacht zu erregen, trieb sie an der Gränze bei der französischen Armee mehrere

rere Wechen lang einen Handel mit Brantewein. Endlich hat sie um die Erlaubnis, über die Gränze gehen zu dörfern, um Brantewein einzukaufen, weil sie in Frankreich keinen mehr aufstreben könne. Die französischen Soldaten gaben ihr diese Erlaubnis gern. Sie kam in B. an, und begehrte einen Reisepass nach F. den sie auch erhielt. Glücklich kam sie vor den Thoren der Stadt F. an, wo man sie aber nicht sogleich hereinlassen wollte. Es kam ein anderer emigrirter französischer Geistlicher dazu, diesem zeigte sie ihren Reisepass, entdeckte ihm den Zweck ihrer langen Reise, und erfuhr von demselben, daß ihr Herr in der Stadt wirklich frank darin der liege. Nun ward sie eingelassen, sandt ihn von Alter und Kummer niedergedrückt, auf seinem Krankenbette, und übergab ihm das gerettete Geld. Der franke Priester war über diese selteue Treue, bis zu Thränen gerührt, dankte der Vorsehung für diese unerwartete Hülfe, und bot seinem redlichen Diensthoden die Hälfte der mitgebrachten Summe an. Allein diese weigerte sich standhaft, und erklärte, daß sie durch Handarbeit sich wohl zu nähren hoffe, und nebenzu ihn, so viel möglich, pflegen und warten wollte; welches sie noch jetzt redlich thut.

Eine tüchtig bestrafte Gespenstergeschichte.

(Siehe die gegenüberstehende Figur).

In Deutschland spielten vor mehreren Jahren drey Diebe eine artige

Gespenstergeschichte, die ihnen aber sehr übel bekam. — Der eine Kleidete sich nehmlich als der Teufel — der andere als der Tod — und der dritte als ein guter Engel an. So verlarvt kamen sie in einer Nacht in das Haus eines sehr reichen Mannes, in der Absicht sich seines Geldes zu bemächtigen. Der maskierte Teufel gieng zuerst vor das Bett des Reichen, jagte ihm Schrecken ein, und citierte den Tod, der sich auch sogleich stellte, gegen den reichen Mann zugieng, und ihm mit Schlägen drohte. Nun erschien aber der gute Engel, und stellte sich zwischen Tod und Teufel — wehrte beyden, daß sie dem im Bett liegenden kein Leid zufügen möchten, und sprach zu dem Beängstigten also: "Dein Gebet ist vor Gott kommen, und ihm angenehm, wosfern du nur deinem Gelde entsagest, denn sonst würde deine Seele verloren seyn." Tod und Teufel siengen hierüber, daß sie den Reichen jetzt nicht kriegen sollten, heftig zu heulen an, vergaßen sich aber davon, und trieben es so arg, daß die Bedienten und übrigen Bewohner des Hauses es hörten, Lärm machten, da man denn alle drey erwischte, und sie arretirte. Die Sache wurde untersucht, und — Tod — Teufel und Engel gehaelt — wohl gemerkt! — in eben den Larven gehent, in denen sie jenes Spiel gespielen hatten.

Die

Die töchting bestrofste Gespenstergeschichte.



Sint. Gott (1796.)

(5)

Eine Teufelsgeschichte.

Ich bin ein Freund der Jagd, und schließe für mein Leben gern ein Häschen. Um mir dieses Vergnügen nun zu machen, gehe ich zuweilen mit dem Jäger auf heiligen Anstand. Aber hören Sie nur, was mir vor etlichen Jahren bey dieser Gelegenheit passirte. Ich gieng, weil der Jäger andre Geschäfte hatte, an einem Herbststage gegen Abend, als sich die Sonne neigte, einmahl ganz allein auf den Anstand, und zwar an einen Ort, von dem in unserer Gegend allgemein gesagt wird, daß in demselben der Teufel sein Spiel lebhaftig treide, so daß niemand aus demselben ungehündelt wieder wegkame. Weil ich aber nur an so etwas gar nicht glaube, und weil dieses Geredes wegen, niemand gern von diesen Ort geht — es also viele Hasen in demselben gibt — so wählte ich mir in in für diesen Abend recht abschlich, und setzte mich, weil ich von einer Reise, die ich an diesem Tag gemacht hatte, müde war, auf eine Auehe, zwischen zwey Bäume, so daß ich ziemlich weit um mich sehen könnte. Was geschah? Es war noch etwas zu früh, die Sonne noch nicht untergegangen, die Hasen gingen also noch nicht aus ihren Lagern — hier saß ich nun — und hatte bey mir selbst ungefehr folgende Betrachtungen: Sind das nicht Narren — dachte ich — die an Gespenster und Teufelsgeschichten glauben, die sich daher fürchten, an so einen Ort, wie dieser ist, nicht allein zu gehen. — Hier ist's so schön, so angenehm! Tausend Menschen nähmen

, aber nicht, wer weiß wie vieles Geld, und setzen sich jetzt allein hierher — u. s. w.

Diese und vergleichbare tausenderlei Betrachtungen beschäftigten mich lange. — Um mich herum war es still — und wurde es immer mehr und mehr. — Ich hörte und sah nichts von einem Hasen — lange nicht. Auf einmal wurde ich aber mit gegenüber einer tüchtige Käze hinter einem Busche gewahr. Wart — dachte ich — dir will ich helfen. Ich nahm also meine Flinte, schlug an, und war schon so weit, daß ich abdrücken wollte, als sich auf einmal die Käze in die Höhe häunte, auf die hintern Füse trat, so entsetzlich schaute und sich gebährdet, daß ich erstaunte, bestürzt mein Gewehr wieder niederlegte, und mich besann, ob ich das Thier schießen wollte oder nicht. Es ist doch karius — werden Sie sagen, aber hören Sie nur — es gieng noch kuriöser — denn während diesem entstand auf einmal so ein erschrecklicher Sturm, daß sich die größten Bäume, die um und neben mir standen, mit ihren Gipfeln bis auf die Erde bogen, so, daß ich meinen Kopf hält, und den Körper drehen, wenden und krümmen mußte, so gut ich konnte, damit sie mich nur nicht treffen und in Grund und Boden schlagen möchten. Daß mir dabei angst und bange wurde, können Sie ohne meine Versicherung glauben — allein das Maß meines Schreckens war noch nicht voll, denn kaum hatte dieser Sturm eine Minute getobt, so war ich mit so einer Menge Käzen umgeben, daß ich glaube es beschworen zu können, es waren ihrer mehr

mehr als tausend. — Und wie diese es
trieben, wie sie sich bissen, wie sie über
metne Füße sich beißend wälzten, und welch
Geschrey sie dabei machten, das kann ich
Ihnen wahrlich nicht beschreiben, auch
nicht sagen, wie mir's dabei zu Muthe
war, denn dazu fehlten mir Worte.

Eine halbe Stunde mochte nun dieser
Teufelsspektakel wohl gedauert haben, als
auf einmahl die Rächen verschwanden, der
Sturm sich legte, und alles außer mir,
nur nicht in mir, wieder so ruhig
war, wie vorher. Unter mir saßen jetzt
zwar zwey Hasen, gegenüber kam auch et-
wa einmarschirt, allein das Schießen war
mir vergangen, denn Angst und Schre-
cken hatten mich so angegriffen, daß ich in
einer halben Stunde nicht aufstehen konnte.
Doch schadete es mir nachher — worüber
ich mich heute noch wundere — nichts.

Aber wie gieng denn dies alles zu?
Auch natürlich? Ja! — Sinnen Sie
einsweilen darüber nach, und sehen Sie,
ob Sie es errathen können.

Glend aus Unwissenheit.

Ohnweit W. . . . lebt ein gewisser
höchst elender Mann, welcher auf folgen-
de Weise zu seinem Unglück gekommen
ist. In seiner Jugend fuhr er nehmlich
nebst seinem alten Vater, mit einem Karr-
lein, das sie selbst zogen, nach B. . . ,
um daselbst Salz zu holen. Schwarze
Wolken drohten auf ihrer Rückreise einen
heiligen Regenguss. Um diesem zu ent-
gehen, strengten sie, in der Hoffnung,

ein Dorf zu erreichen, wo sie den kom-
menden Sturm vorüber gehen lassen woll-
ten, beyde ihre Kräste an. Sie gelang-
ten mit äußerster Anstrengung ihres Ver-
mögens in einen Wald. Die schwarzen
Wolken trennten sich, ohne Regen zu ge-
ben. Sie legten sich beyde an einen schat-
tigten Ort, wo sie ein wenig ausruhen
wollten. Das Blut kochte in ihren Aldern
— ganz durchnäht von Schweiß waren die
Kleider — beyde lechzten nach einem
Trunk, der ihren heiligen Durst löschen
sollte. Der Vater gieng daher in das
Dorf, um Wein zu holen; allein er bekam
keinen, denn es war in diesem Dorf kein
Wirthshaus. Misstrugig und noch hei-
tiger durstend, wollte er also wieder zu sei-
nem Sohne zurückkehren, und ihm diese
traurige Nachricht bekannt machen; —
dieser aber hatte, zu seinem großen Unglück,
schon den Durst gelöscht — aber auch
zugleich damit den Grund zu einem siechen
und höchst elenden Leben gelegt.

Kaum war der Vater nehmlich fort,
um einen Trunk zu holen, so kam ein
Knabe, welcher Wasser geholt hatte, ge-
gangen; diesen fragte er, was er denn in
dem Krug habe? — er konnte ihm kaum
geantwortet haben, daß es Wasser sey,
als er auch schon am Krug hing, und
das eiskalte Wasser in sich hineinschüttete.
Nach vollbrachter That kam nun der Vater
mit trauriger Miene zurück, und verlün-
digte, daß er nichts erhalten temme. Mit
Freuden eröffnete der Sohn dem Vater,
daß er getrunken habe, wodurch er über-
aus wäre erquikt worden. Beyde Uns-

wissende dachten aber nicht an die tragigen Folgen, die daraus entspringen würden, warteten noch eine kurze Zeit, und wollten dann fort. Der Vater brach auf, aber der Sohn konnte kaum aufstehen, und nach Hause gehen, denn immer schien es ihm, als wollte das Fleisch von seinen Knochen herabfallen. Des andern Morgens konnte er gar nicht aufstehen, denn alle seine Glieder waren gelähmt. Man hat zwar alles mögliche, ihm wieder zu helfen, aber alles war vergebens, und immer besesset er noch sein trauriges Löss, das er sich durch Unwissenheit zugezogen hat — denn er kann bis diese Stunde nichts mehr arbeiten — man muss ihn aus- und anziehen — oft hat er ein schmerhaftes Reissen in allen seinen Gliedern — und das ist alles Folge — eines einzigen Trunks bey erhöhtem Blute.

Wenn Euch also Eure Gesundheit werth ist, liebe Landleute, so hütet Euch, wenn Ihr stark erhöht seyd, sogleich Wasser zu trinken; — denket jedesmahl an die Geschichte dieses unglücklichen Menschen.

Die Tobackspeife.

„Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeischen?
Weißt her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnen Reischen! —
Was wollt ihr für den Kopf?

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassan
Bey Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummel sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mahn.

Ein andermahl von euern Thalen,
Hier, Alter, seyd kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euern Pfeisenkopf.

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Guadensold;
Doch, Herr, den Pfeisenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzengrund,
Da schoß ein Hund von Fantscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn slugs auf mein Schimmel,
Er hätt' es auch gethan,
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel,
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein; vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld,
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld musst du dem Wirthen schenken,
Der dreymahl Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir möchten welchen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor

Vor Prag verlor ich auf der Strelle
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinen Fuß.

„Ihr führt mich, Freund, bis zu den
Jahren;
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren,
Und ihn beneiden kann.“

Man hieß ihn nur den tapfern Walter:
Dort lag sein Göt am Rhein.
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.“

Kommt, Freund, ihr sollt bey mir nun
leben!
Vergesst eure Noth;
Kommt, trinkt mit mir von Walters
Neben,
Und est von Walters Brod.“

Nun topp! Ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe Morgen ein,
Und euer Dank, soll wenn ich sterbe,
Die Türlpfeife seyn.

Elisabeth Cazotte.

Kindliche Liebe und zärtliche Sorgfalt
für das Leben und die Rettung eines Va-
ters, der in Gefahr schwebt, von den wü-
thenden Händen von Völkern gemor-
det zu werden, in einem solchen Maße
bewiesen, wie Elisabeth Cazotte es
that, macht diese edle Tochter ja wohl werth,
dass thres Nahmens Gedächtniß auch in un-
serm Kalender außgewahret werde. Um das

Große ihres Betragens zu schillern, muss
ich eben die Geschichte, bei welcher sie
sich groß zeigte, die Geschichte ihres Vaters
in seinen letzten Lebenstagen, kürzlich be-
rühren. Dieser Mann, ein beliebter Schrift-
steller, ein vortrefflicher Ehemann, ein zärt-
licher Vater, ein Wohlthäter, ein treuer
Unterthan seines Königs, lebte, als die
französische Revolution ausbrach, in einem
hohen Alter, still und eingezogen, in dem
glücklichen Schoße seiner tugendhaften Fa-
mille zu Pierry in Champagne. Unindig-
lich konnte ein Mann von seinem Verstande
und seinem guten Herzen, den Unterneh-
mungen der Feinde seines Königs seinen Ver-
fall geben, und bei dem Unvermögen et-
was gegen sie zum Besten seines Vaterlan-
des zu bewirken, schränkte er sich lediglich
darauf ein, seine Klagen und seine Schmerz-
gefühle schriftlich mit einem Freunde in
Paris zu theilen. Dieser beging die Un-
vorsichtigkeit, die erhaltenen Briefe aufzu-
bewahren, und da er als ein Diener seines
Königs an dem schrecklichen 10ten August
1792 arretirt wurde, so fand man zwanzig
Briefe von Cazotte, von denen einige
von seiner Hand, andere durch ihn dictirt,
von seiner Tochter geschrieben waren. Die-
ses vortreffliche Mädchen war 19 Jahr alt,
sehr schön und ein Muster kindlicher Liebe.
Kaum waren 8 Tag nach der Verhaftung
des Freundes in Paris verflossen, als Ca-
zottes Haus von einer starken Wache um-
zingelt ward. Der Anführer dieser Wa-
che, Vigneux, ein alter Freund des Ca-
zotte, fand die Familie beim Mittagessen,
wozu er auch herzlich eingeladen wurde.
Vigneux zeigte ihnen mit weinenden Augen
den

Bei hastobefehl, wobei aber der Schmerz sel-
ne Standhaftigkeit übernahm; Er fiel in
Schmach. Vater und Tochter wurden nun
nach dem Gefängniß in der Stadt Epernay
gebracht. Bald nachher kam der Befehl, sie
nach Paris zu bringen. Der Präsident des
Districts von Epernay hatte ehemahls das
junge Mädchen zu seiner Gattin gewünscht,
und um ihre Hand angehalten. Sie war ihm
aus triftigen Gründen verweigert worden,
und jetzt zeigte sich diesem Nichtswürdigem der
Zeitpunkt der Rache. Der Unmensch be-
fahl, die beiden Gefangenen auf einen
Karren zu setzen, und sie so von einem
Gefängniß zum andern nach Paris zu
schleppen. Vigneur, der nichts für sie
thun konnte, zitterte vor der Gefahr, wel-
cher beide, besonders die schöne Elisabeth,
unterwegs ausgesetzt waren; er nahm daher
eine Post-Chaise und begleitete sie nach Pa-
ris. Diese Vorsicht rettete das Leben der
Gefangenen in den Städten Chateau-Thi-
ey und Meaux, wo das aufgehetzte Volk
ihre Köpfe verlangte. — Als sie in Paris
ankamen, hatten sie das Schicksal aller da-
mahls Verhafteten. Nach vielem Hin- und
Herschleppen wurden sie in einen Kerker ge-
bracht, wo man die Gefangenen sammelte,
und wo diesen Unglüdlichen die feuchten
Steine in den schmuckigen Gängen zum Ru-
heorte angewiesen wurden. Hier blieben
Cazotte und seine Tochter zwey Tage und
zwei Nächte, da sie dann zum Verhör fa-
mmen, und nach einem der Hauptgefängnisse,
nehmlich der Abtei, gebracht wurden.
Die schöne Elisabeth wurde jedoch am 26.
August freigesprochen. Diese Freyheit aber
scheiterte das edle Mädchen ohne ihren Vater

für nichts; sie wollte daher den schauspi-
lichen Kerker nicht verlassen, und lag des-
halb die Richter so lange mit Fischen und
Thränen an, bis man ihr Gesuch gewährte.
Unsre Leser werden sich noch der schrecklichen
Mordszenen in den ersten Tagen des Sep-
tembers 1792 erinnern. Eine berüchtig-
te Marseiller, von deren Greuelthaten uns
die Zeitungen damahls viel erzähltten, besuch-
ten oft die Gefängnisse. Es gelang der Eliza-
beth, durch die Zärtlichkeit für ihres Va-
ters, durch ihre reizende Gestalt und einneh-
mende Reden, diese Menschen zu gewinnen.
Sie versprochen ihr, den so geliebten Vater zu
schützen. Als nun der furchterliche 2 te Sep-
tember, der so vielen hundert rechtsschaffenen
Menschen das Leben kostete, erschien, wurde
auch er vor's Gericht geführt, und ihm das
Todesurtheil gesprochen. Schon waren die
Schwerter gezückt, ihn zu durchbohren,
als die Tochter sich an den Hals des Greises
wars, ihre eigene Brust den Mörfern vor-
hielt, und ihnen zuschrie: „Mir mußt
„ihr erst das Herz durchbohren, ehe
„ihr meinen Vater mordet.“ Man
hält ein. Die Marseiller erkannten das
liebe Mädchen, und riefen: „Gnade!“ ein
Ausruf, der von allen Seiten wiederholte.
Die vor Freuden taumelnde Tochter vergiftet
alle Delikatessen, umarmt die von Menschen-
blut triefende Mörder, und so im bluten-
den Gewande führt sie ihren Vater trium-
phirend nach Hause. Ihre zärtliche Kin-
desliebe, ihre Schönheit, Mut und Tugend
machten einen solchen Eindruck auf die Zu-
schauer und Mörder, daß Vater und Toch-
ter vom Volke umringt wurden. Man rief
ihnen zu: „Nennet uns eure Feinde, und
wir

wir wollen euch rächen." Die Antwort des Greises war lachend: „Wie sollte ich „deren haben, denn nie habe ich jemand „was zu Leide gethan.“

Die Geschichte war jedoch noch nicht zu Ende. Der Maire Pethion hatte sich in den Briefen des Cazotte beleidigt gefunden, und durstete nach blutiger Rache. Er war wütend, daß man den Greis losgesprochen hatte, und auch seine damaligen Helfershelfer, die Falobiner, zeigten laut ihre Unzufriedenheit. Cazottes Freunde zitterten für ihn, und wollten ihn heimlich aus Paris entfernen; allein er wollte nichts davon hören, und behauptete, es würde eine Schande für ihn seyn, in seinem hohen Alter die Rolle eines Flüchtlings zu spielen. Am 12ten September, nach einer neuntagigen Freyheit, erscheint ein Soldat vor ihm, mit einem von Pethion unterzeichneten Verhaftsbefehl. Er sagt, er hätte einen Miethwagen, und wollte ihn vor die Municipalität oder den Magistrat, (an dessen Seite Pethion damals stand) führen. Die Tochter setzte sich zu dem Vater in den Wagen, so sehr sich auch der bewaffnete Kerkerfuecht dagegen sträubte. Man kam vor dem Gefängnisse der Conciergerie an, Cazotte wurde hineingestossen, allein seiner Tochter wird unter den größten Brutalitäten durchaus der Eingang verweigert. Sie läuft nach dem Rathause, sie eilt zum Minister. Ihre Reize, ihr Geschenk, ihr Flehen, erringen ihr endlich die Erlaubniß, ihren Vater im Gefängnisse bedienen zu können; eine Pflicht, die sie auch bis zu seinem letzten Augenblick erfüllte! Der unglückliche Vater saß seinem unvermeidlichen

Tode standhaft entgegen. Er kroßte seine in Thränen zerfleßende Tochter, bat sie, ihre Gesundheit und ihr Leben für ihre Mutter zu erhalten, und bei seinen Freunden sein Andenken zu erneuern. Bald nachher erfolgte sein Verhör. Die Richter erstickten die Stimme der Menschlichkeit, und hörten durchaus nicht auf seine Vertheidigung. Sie sprachen sein Todesurtheil u. bewilligten ihm kaum eine Frist von 3 Stunden, die der von dem lauten Verhör ganz entkräftete Greis, in einem Winkel ausgestreckt, mit Schlümpfen zuordnete. Elssabe h war in dieser Zeit nicht müßig gewesen. Man hatte ihr gesagt, daß ihr Vater nach den Gesetzen sterben müsse, daß es aber nicht unmöglich sey, noch Gnade zu erlangen. Auf diesen Wink eilte sie, die Marseiller aufzusuchen, und bediente sich aller nur ersinnlichen Mittel, um ihren geliebten Vater aus den Klauen seiner Henker zu befreyen. Ihr Herz war voll froher, safer Hoffnung, in dem Augenblick aber bemächtigte man sich ihrer und sperrte sie so lange ein, bis die Ermordung ihres guten Vaters ihr auch die Möglichkeit benahm, für ihn etwas zu thun. Man denke sich ihr Entsetzen, als sie bei ihrer Entlassung diese schreckliche Entdeckung machte. Sie überlebte nicht lange ihren Vater, Gram und Herzeleid brachten sie in's Grab.

I b r a h i m.

Auch unter den Völkern, die wir uns unter dem allgemeinen Gesichtspunkte eines Hauses roher Barbaren vorstellen, gibt es edles achtiges Menschen Gefühl. Ihm,

him, ein Algierer, also ein Einwohner jener Staaten, deren Beschäftigung die Seeräuber ist, soll den Beweis geben. Als Ludwig der XIV. Algier bombardieren ließ, um, wo möglich, das Meer von diesen grausamen Räubern zu reinigen, befahl der wütende Dey, oder Regent von Algier, von blinder Nachsicht angetrieben, daß alle Christenslaven vor die Kanonen gestellt, und die Köpfe dieser unglücklichen Schlachtopfer abgeschossen werden sollten. Unter vielen andern wurde einer der Unglücklichen an eine Kanone geschlossen, und schon sollten seine Glieder zerschmettert und umher gesprent werden, als ein algerischer Offizier, eben unser Ibrahim, hervorsprang und, halt ein, rief. Mit Thränen in den Augen stürzte er dem Dey zu Füßen — Begnadige diesen Christen, rief er. — Der Dey: Was hindert dich, meine Befehle zu vollstrecken? — Ibrahim: Die Erkenntlichkeit. Dieser Unglückliche ist mein Wohlthäter, er hat mir einst in einem Gefechte, wo die Ungläubigen siegten, das Leben gerettet. — Der Dey schlug ihm seine Witte rund ab; Ibrahim stellte sich nun vor die Kanone. Nun denn, rief er aus, indem er den Unglücklichen umarmte, ich werde mit ihm sterben, mein Kopf wird zuerst fliegen. — Der Dey widerstand der Menschlichkeit nicht länger; er ließ den Sklaven losschließen, übergab ihn dem Ibrahim, und sagte: Er sei dein Gefangene! Freudig umarmte nun der Afrikaner den Sklaven. Weil du nun mein bist, sagte er, will ich dir vergelten, was du mir thatest: sei frey, und gedenke, daß ich ewig erkenntlich seyn werde.

Schöne That des biedern Prinzen Wilhelm von Braunschweig.

(Siehe die gegenüber stehende Figur.)

In dem am 14ten August 1794 bei dem Dorfe Sainghin vorgefallenen Scharmützel ward der Husar Bergers, ein wackerer Soldat, von der Schwadron des Obersten Blücher, durch eine Kugel tödlich verwundet, daß er vom Pferd stürzte. Der Prinz Wilhelm sah diesen Mann fallen, sprang sogleich vom Pferde, und trug mit der größten Vorsicht den tödlich Verwundeten auf dem Rücken aus dem Getümmel, und übergab ihn dem Feldscherer. Nach Verrichtung dieser menschenfreundlichen Handlung schwang er sich wieder auf sein Pferd, und verfolgte den Feind. Der Verwundete starb aller angewandten Vorsicht ungeachtet, einige Stunden nachher, und segnete noch in seinen letzten Augenblicken den edlen Prinzen.

Noch eine Kur durch Betrug.

In *** lebte ein Mann, welcher sich einbildete, er habe ein lebendiges Thier im Leib. Wenn der Paroxismus — oder der Anfall dieser Einbildung — kam, so hielt er sich mit beyden Händen an dem Tisch, und erzählte, wie sich dieses Thier in seinem Leib bewege, und Angst und Schmerzen verursache. Unter diesen Umständen konnte er beynahe ein Vierteljahr hin-

Schöne That des lieben Willen Wilhelm von Braunfels weig.



Sine. Bott. (1796.)

Hindurch seine Verungeschäfte nicht verrichten, und doch sahe man ihm nichts weniger als eine Krankheit an. Ich gieng eben damahls, als dies geschah, in Geschäften zu einem meiner Freunden, der in dem gleichen Haus wohnte, und besuchte, so oft es die Zeit erlaubte, diesen vermeintlichen Kranken, wobei ich jederzeit wahrnahm, daß dieser Mann gut essen, trinken, und — nach seiner eigenen Versicherung — die ganze Nacht hindurch auch ruhig schlafen konnte. Dies brachte mich denn auf die Vermuthung, daß dieses Mannes Krankheit bloß eingebildet sei — und suchte ihn daher, um eine Probe zu einer Kur mit ihm zu machen, zu bereden, daß er sich eine Purganz kommen lassen, und sie einnehmen möchte. Da ich erbott mich selbst, deswegen zu einem Arzte zu gehn, diesen darüber um Rath zu fragen, und wenn er es verlange, auf den nächsten Morgen selbst die Purganz mitzubringen. Unser Mann nahm mein Aberbieten mit Dank an, und ich gieng also zum Arzte. Dieser machte mir nun zwar Anfangs einige Einwendungen; allein ich begegnete ihnen mit Gründen, und brachte es endlich bei ihm dahin, daß er mir eine tächtige Purganz verschrieb, und versicherte, daß sie wenigstens nicht schädlich sei. Ich mußte nun — wenn ich meinen Versuch ausführen wollte — mich, weil er keine Frau hatte, mit seiner Magd bereden, und derselben meinen Anschlag entdecken, mit der Bitte, daß sie eine Falle aufstellen, und sich bemühen sollte, bis Morgen eine Maus zu fangen. Dies geschah auch, und am andern Morgen sagte ich ihr nun, sobald der gute

Kranke die Purganz eingenommen haben würde, die Maus in den Nachstuhl zu werfen. Auch dies that sie, und als unser Mann ungefehr drey bis viermahl nach eingenommener Purganz zu Stuhle gewesen war, so kam sie in die Stube gelossen, und versicherte, daß eine tote Maus, die von ihm gegangen sey, im Geschirr liege, — erzählte daben, daß es in ihrem Geburtsort einer Frau akkurat so gegangen, daß ihr des Nachts im Schlafe einmal eine Maus in den Leib gekrochen und endlich wieder von ihr gegangen sey. Die vor sich liegende Maus, nebst der Erzählung seiner treuen Magd, machten nun den guten Mann vollkommen glauben, daß es wirklich also sei — daß ihm das Thier, als er des Nachts einmal mit offenem Munde geschlafen habe, in den Leib gekrochen — jene Schmerzen verursachet habe, und jetzt wieder von ihm gegangen sey. — Den Tag darauf besuchte ich ihn, wo er mir alles ausführlich erzählte, und mir unter vielen Lobsprüchen versicherte, wie wohl ihm nun wieder sey.

Man kann sich auf die Wahrheit dieser Erzählung verlassen, denn ich könnte Ort und Personen ganz nennen, wenn ich wollte. Wozu aber dies? Genug, der Vorfall beweiset, was die Einbildungskraft eines Menschen vermag, wie sehr also ein jeder gezeu dieselbe mißtrausch seyn sollte.

Das unwissend große Allmosen.

Eine sehr mitleidige, rechtschaffene Schneiderfrau aus Böhmen, die ob schon sie eine beträchtliche Anzahl Kinder hatte, dennoch

dennoch immer den Armen, die vor ihre Thüre kamen, reichlich mittheilte und die Nackenden kleidete; dieser braven Frau wäre ihr Eiser, Nackende zu fielden, bald hoch zu stehen kommen. Es kam n einmahl mit dem Bettelvogt einige zerlumpte arme Soldaten daher; der einte von ihnen hatte gar keine Hosen an, und bat die gute liebe Frau, der es im Angesicht lesbar, daß sie mitleidig und barmherzig ist, um ein Paar schlechte abgetragene Hosen. Die gute Frau eilte über den Kleiderschrank ihres lieben Eheherrn, nahm da ein Paar Hosen in der Eil heraus, gab sie dem armen Soldat, und bekam dafür ein herzliches: Gott vergelts euch! — Als ihr Ehemann nach Hause kam, erzählte sie ihm von dem Elend, so sie gesehen, und daß sie einem unter den Soldaten ein Paar von seinen Hosen geschenkt habe. Der Mann fragte eilends: welche hast du dann verschenkt? Die schwarzen; du weißt, lieber Mann, daß du noch gestern gesagt hast, du seyst gar übel darin — O Weib, was hast du gethan! in den nehmlichen Hosen, die du verschenkt, befinden sich im Uhrenseck zwölf Louisd'er in Gold, die mir der Baron von H... gestern an seinen Conto bezahlte. — Hilf Himmel, schrie das gute Weib, ich unglückliche Frau, was habe ich gehan! so bring ich dich und meine Kinder durch meine Gutherzigkeit um Haab und Gut. Als eine vernünftige Frau aber, ließ sie es nicht beym Jammern und Weheklagen bewenden, sondern kleidete sich in der Eil an, eilt mit einem Paar andern Hosen dem Spital zu, wo die durchreisenden Armen eine Nachtherberge finden, gieng ellends

in die Bettlerstube, erkannte den Soldaten gleich, dem sie die Hosen geschenkt hatte, fragte ihn, um sich nicht zu verrath'n: ob es ihm nicht gleich sey, diese Hosen statt deren so sie ihm geschenkt, anzunehmen, dieweil sie nicht ihrem Mann sondern einem Kundenmann zugehörten, ihr Mann aber sie vergezlicher Weise in seinen Schatz gehan habe? Der Soldat sagte ihr aber, er habe die Hosen dort seinem Cameraden verkauft. Dieser nahm ohne weiteres all Freuden die Hosen so sie mitgebracht, für die erkauften an, und was das glücklichste dabei für die brave Frau war — sie fand die zwölf Louisd'er noch darin. Mit welcher Freude sie nach Hause geeilt, ist leicht zu denken. Seitdem aber durchsucht sie allemahl vorher die Kleider, ehe sie davon etwas weg-schenkt; denn so einen glücklichen Ausgang könnte es nicht allemahl nehmen, wie es diesmahl genommen hatte.

Ich melnersets bin wenigstens nicht so glücklich gewesen, da ich einen Ring, der ein Paar Duplonen gelöstet hatte, in einem Paar hirschledernen Hosen, die mir zu eng waren, an einen Juden in der Mess verkaufte; ich glaubte auch so glücklich zu seyn, als die oben erwähnte Frau, und gieng zu dem Israeliten hin; aber der Schächer läugnete, er habe nichts in den Bekleidern gefunden. Zu meinem Verlust hatte ich noch lange eine derbe Bett-Gardine-Lektion von meiner Iheuerl Ehehest'e auszustehen. Ich will also jedem Leser freundschaftlich anrathen, ehe er etwas von seinen Kleidern verkauft, wohl nachzusehen, ob auch etwas von Werth darin sey.

Die lustig bezahlten Holzlapeter.

In einer bekannten freyen Reichsstadt trug sich folgender artiger Spaß zu, von dem mich ein Freund benachrichtigte. Beim langen anhaltenden Winter des 179* Fahrts war das Holz daselbst ungemein thuer und fast nicht zu bekommen; daher die Herren Mezgermeister und Knechte daselbst oft in ihrer Fleischschaal viel von der Kälte auszustehen hatten. Sie kamen sämtlich auf den Einsatz, dem so reichen als geistigen Mittmeister Goldwurm, seinen schönen Vorrath an Holz ein wenig in Anspruch zu nehmen, indem er selbst sich mit an ihrem Feuer wärme und über die französischen Angelegenheiten lannengießerte, ohne daß es ihm je zu Stun gekommen wäre, zu wellem ein Paar Spalten von seinem schönen buchenen Holz zu der Unterhaltung des wohlthätigen Feuers herzugeben. Sie dachten, hat er den Verstand nicht, so wollen wir uns selber helfen, trugen also von Zeit zu Zeit beim Mondscheln einige Dutzend Spalten in schere Verwahrung, so daß der Holzvorrath des Herrn Goldwurms ziemlich verringert wurde. Frau Goldwurmin, die den Defekt an der Holzbeige wahrnahm, nahm die Kochin scharf dafür ins Verhör, schalt sie wacker aus, und drohete ihr, sie aus dem Hause zu jagen, wenn sie nicht besser zum Holz Sorg tragen wolle. Die Kochin, sich ihrer Unschuld bewußt, sah auf Mittel den Grund zu erfahren, warum das Holz ohne ihr Wissen so fehr sich verminderte, schloß Verdacht auf die Herren Mezger, und erzählte ihrem geliebten Schah den Vorsatz. Dieser war mit ihr

eintig, daß niemand anders als die Herren Mezger die Urheber seien; und da er ohnehin den Mezgern erstaunlich abhold war, weil er einst beym Tanzen mit ihnen Streit bekommen und wacker war durchgeprügelt worden, sah auf eine lustige Rache. Er nahm etwa zwölf Spalten Holz, bohrte in dieselben eine ziemliche Anzahl großer Löcher, und vermachte sie sehr geschickt wieder, nachdem er vorher die Löcher mit dem besten Schießpulver angefüllt hatte; legte dieselben wieder oben auf die Holzbeige zurück, und freute sich schon in Gedanken des lustigen Ausgangs. Die Spalten wurden auch richtig abgeholt, und den Tag darauf ins Feuer gelegt. Kaum waren sie ein wenig angebrannt: Knall, knall! puff, pass! das angelegte Holz fuhr mit gräßlichem Knallen aus einander, versengte die Kleider, Haare und Perrücken der umstehenden Meister, Knechten und Jungen; die Hunde stellten ein grausames Geheul und Gebell an; die ganze Stadt ließ zusammen, dieses Spektakel zu sehen. Mr. Goldwurm selbst kam mit einem verbrannten Rock und ohne Perrücke nach Hause, wo ihn seine thure Ehehelfe brav ausschalt, und hinzufügte: es geschehe ihm recht. Daß die Mezgerknechte nach diesem Vorsatz bedächtlich untersuchten, was für Holz sie gesapert, läßt sich denken.

Freude des Lebens.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Blüdet die Rose,
Eh sie verbläht.

Man

Man schaft so gern sich Sorg und Mühs,
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Beilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht. Freut euch ic.

2.

Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und laut der Donner ob uns brüllt,
So lacht am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön! Freut euch ic.

3.

Wer Held und Mäggenst sorgsam steht,
Und Gnugsamkeit im Gärtnchen zieht,
Dem schließt sie schnell zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte trägt! Freut euch ic.

4.

Wer Redlichkeit und Treue liebt,
Und gern dem ärmern Brüder giebt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an. Freut euch ic.

5.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Misgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die Freundschaft schwesterlich
Dem Redlichen die Hand. Freut euch ic.

6.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis ins Grab,
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht! Freut euch ic.

7.

Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlägt, Brüder, traulich Hand in Hand.
So wallt man froh, so wallt man leicht,
Ins heile Vaterland!

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lampchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh sie verblüht.

Der speculative Müller.

Im Städtlein W... im Canton Bern,
hat sich ein gewisser Müllermeister durch
folgende Spelulation würdig gemacht, im
Sinkenden Bott als Müller der Nachah-
mung aufgezeichnet zu werden. — Dieser
einsichtsvolle kluge Mann war nicht zufrie-
den, daß er mit Ankauf der Pferden für
die Rechnung eines weltberühmten Leh-
lutschers in B. ein Beträchtliches gewann;
nicht zufrieden, daß er seinen Kunden Krüsch
für Mehl verkaufte; seine Habsucht gieng
noch weiter. Er dachte nach, und kam
auf den glücklichen Einstall, er könne ein
Beträchtliches mit dem Besenhandel gewin-
nen. Im Welschland sind die Bäsen ver-
dammt theur, Cäthj, (sagte er zu seiner
Hausfrau) ig kan dir me als z'halben drus
gwinnen, ig muß jez denn ins Welschland
für üse Wirth ga Wy reiche; wie wärs, went
z'fuhrsas mit Bäsen afüllen thäte? Hess
recht, Kasper, antwortete die über diesen
klugen Einstall höchst erfreute Hausfrau,—
und nun setzte sie alle Besenbinder im gan-
zen Städtlein und umliegenden Dorffschaf-
ten in Bewegung; allein die Zeit war zu
kurz, wie wir zum Glück von dem Müller
hald hören werden. Das Fass wurde also
nur halb mit Besen angefüllt, und mir nichts,
dir nichts, damit ins Reifthal gefahren.
Wer aber vergaß die Besen wieder aus dem
Fass zu nehmen, das war Joseph, des Müll-
lers Brüder, dem er doch die gemessenste
Ordre ertheilt hatte, recht viel auf den
Besen zu gewinnen. Das Fass wurde mit
sechs halzigem Wein, so viel als der Raum
gestattete, angefüllt. Die Besen, gleich den
durstigen

durstigen Hupern, schlürften des edlen Rebensafts die Menge ein, und als das Fäß zugeschüttet wurde angespannt und frohlockend die Rückreise nach W. angetreten. Aber welch Erstaunen überfiel den Wirth und den Fuhrmann Joseph und sein Bruder Gaspar, als sie den Wein kosteten, und der selbe eine höchst unangenehme grünschelige Kust hatte; jetzt eist fiel es Joseph ein, daß er vergessen habe das Fäß zu leeren; schrecklich gieng ihm nun über den unangenehmen Geschmack des Weins ein Licht auf; er gesund seinem Bruder den Fehler, so er begangen; dieser schäumte vor Zorn und Wuth, wünschte seinem unglücklichen Bruder alle Uebel auf den Hals; der Wirth wollte den Wein nicht annehmen, und Herr Gaspar mußte den Wein bezahlen; den Fuhrlohn, und noch oben drein Schimpf und Spott, an ihm selbst haben. Ich habe aber seither vernommen, daß er einen nahmhaften Gewinn mit alten magern Pferden gemacht hat, der ihm seinen Schaden wegen dem Wein in etwas wieder vergütete.

Auflösung der hievor (auf dem G. Bozen) erzählten Teufelsgeschichte.

Leztthin als ich einem Bauer diese Teufelsgeschichte zu lesen gab, wollte er nicht glauben, daß diese Geschichte natürlich zugegangen sei; ich hatte aber selbiges mahl keine Zeit mit ihm darüber zu sprechen, und sagte ihm, daß er nächsten Dienstag wieder kommen sollte. Er stellte sich auch richtig ein, und da erfolgte folgendes Gespräch:

Bauer. Guten Tag, Herr Calendermacher.

Calendermacher. Schönen Dank, Nachbar.

Bauer. Ich wollte mich noch etnmaß erkundigen, ob die Käzengeschichte wahr sei, die er mir vor einiger Zeit zu lassen gegeben hat.

Cal. So wahr, als ich jetzt hier vor ihm stehe.

Bauer. Nun so frag ich euch, oßs ewer Ernst ist, wenn ihr behaupten widet, daß sie natürliche zugegangen iss?

Cal. Mein vollkommener Ernst.

Bauer. Aber wie? das möcht ich doch wahrlich wissen.

Cal. Das kann ich ihm ganz zuverlässig sagen, weil mir die ganze Geschichte selbst passirt ist. Sieht er! ich hatte an jenem Tage, da sie vorgieng eine Reise gemacht — war müde — setzte mich daher nieder — mußte, weil die Sonne noch nicht untergegangen war, lange da sitzen, ohne etwas von einem Hasen zu hören oder zu sehen — hatte auf der einen Seite meine Betrachtungen über Teufelsurzug, auf der andern wie mein Geist gespannt auf seinen damaligen Lieblingsgegenstand, und — ohne es selbst zu merken — schlief ich ein. Mein Geist dachte fort, dachte ganz — ohne Stillstand fort, seine Eindringkraft mahlte dabei die Gegend, in der ich war, so vollkommen, daß nicht das geringste an ihr fehlte oder zu viel war. So entstanden jene Schreckbilder, die erste Käze, dann der entsetzliche Sturm, nachher die unzähllichen fernenden Käzen, und so überhaupt jener schreckliche Traum, der mich so angriff, so ängstigte, daß ich, beim Wieder erwachen, am ganzen Leibe zitterte und bebte,

in

in einer halben Stunde nicht auffstehen, und nachher kaum nach Hause gehen kounte.

Bauer. Das will mir nicht recht in den Kopf.

Cal. Warum nicht? Nichts ist leichter zu begreifen, als dieses, denn das, womit sich der Geist bei wachendem Körper beschäftigt — und zwar vorzüglich — mit Anspannung und Theilnahme beschäftigt, das kommt uns gewöhnlich im Traume vor. Das Eigene dieses Traumes war das, daß sein Schauplatz auch allurat diejenige Gegend war, in der ich mich wirklich befand. Denn es hätte mir das nehmliche und noch entsetzlichere Dinge träumen können — aber mein Geist mich davon in eine andere Gegend versetzen dürfen, so wäre es gar nicht auffallend, und der Traum handgreiflich gewesen.

Bauer. Ein Traum kann's auf diese Art nun wohl gewesen seyn, ob's aber auch wirklich einer gewesen ist? das ist eine andere Frage.

Cal. Ganz gewiß; denn wäre der Sturm wirklich, außer mir, in dieser Gegend da gewesen — hätten wirklich so viele Kazen außer mir, so einen entsetzlichen Spektakel um mich herum gemacht, nun so würden sich wahrlich nicht zwey Hasen unter mir hingezetzt haben, auch nicht ein anderer gegenüber mir heranmarschiert seyn; denn man weiß ja, wie die Hasen ausreissen, wenn sie nur etwas ihnen ungewöhnliches hören oder sehen.

Bauer. Ja, vielleicht hat nur Er allein etwas davon gehört und gesehen?

Cal. Dies ist unmöglich, eben so unmöglich, als wenn wir jetzt unserer Sechs

mit guten Ohren hier in dieser Stube wären, und er schrie aus vollem Halse: Feuer! und es sollte es nur Einer hören; oder wenn er sich wie ein rasender Mensch in der Stube herumwälzte, und es sollte es doch nur Einer sehen. Und wenn er an den Hasen nicht genug hat, so muß ich ihm noch sagen, daß ungefehr 200 Schritte hinter mir, auch ein Mensch, ein guter Freund von mir stand, — der außer Hasen und Kaninchen ebenfalls nicht das geringste Ungehörliche gehört oder gesehen hat. Ja ich bin nachher, gleich den dritten Abend darauf, und selber mehrmahlen wieder ganz allein an diesen Ort gegangen, und habe — nie etwas anders gehört oder gesehen, als was ich zu sehen oder zu hören wünschte.

Bauer. Auf die Art gieng nun diese Geschichte, die erschrecklich klingt, wenn man sie hört, sehr natürlich zu.

Cal. Und so, glaub ich, geht in der Welt alles, es mag auch noch unbegreiflicher scheinen oder seyn, ganz natürlich zu, nur daß wir die Art und Weise nicht immer wissen.

NB. Wer von meinen resp. Lesern mir vergleichend auffallende, aber natürliche Teufelsgeschichten, für die zukünftigen Calender mittheilen will, dem werde ich und das Publikum dafür danken.

Eine sehr fluge Antwort.

Vor einem Jahr galt das Schlachtvieh so außerordentlich viel, daß man bis auf 50 Duplonen für ein Paar nicht gar fette Ochsen zahlte. Ein Bauer aus K. dem das schöne Geld, welches man ihm für seine

Wey

zwei Paar Stieren anbot, in die Augen leuchtete, — denn was ist einem habfuchigen Bauern nicht sell, wenn's wohl gilt! — nun ein solcher, was ich sagen wollte, verkaufte seine zwei Paar Ochsen um 50 neue Duplonen, ohne zu bedenken, daß er in den nächsten Tagen arbeiten müste; es stellte sich just sehr schönes Wetter ein, alles war mit Ackerfahren beschäftigt; aber unser Einsalzpinsel hatte seinen Ackerzug verkauft. He Grichtsfäß B. . . etlehnt mir synt Stiere scho. Aber was gab Grichtsfäß B. . . dem Bauern zur Antwort, als er ihm seine Ochsen zu leihen bat? — Du allerwelts Häff, hättest dyne Stieren nit verkauft; fahr jeh mit dyne Duplonen, wo de us de Stieren glöst hest, z'Acker, myne Stiere müehe werchen gnue; — und damit mir nichts, dir nichts, schlug er ihm die Thüre vor der Nase zu.

Schönenmann, (Siehe die gegenüber stehende Figur.)

Der Sohn eines Kaufmanns zu Hüningen im Elsaß. Seine That darf nur kurz erzählt werden, um das Große derselben, und die Wichtigkeit seines Verdienstes um seine Mitmenschen zu fühlen. Vor einigen Jahren verwüstete ein toller Wolf die ganze umliegende Gegend, und zerriß oder zerbiß viele Menschen, so daß sie auf eine schreckliche Art von der Wolffwuth angesteckt wurden, und man bei allen Versuchen, sie wieder herzustellen, ohne allen Erfolg arbeitete, und deshalb genötigt war, diese Elenden ihrem

Schicksal zu überlassen, welches sie aber wegen der Festigkeit der Krankheit nicht lange überlebten. Einst ging unser Schönenmann — er war ein Jüngling von 19 Jahren, die Freude seiner Eltern, und der Liebling aller, die ihn kannten, — vor dem Thore spazieren. Der schöne heitere Abend veranlaßte ihn, sich in das Grüne niederzusezen, und in einem nützlichen Buche zu lesen. Kaum hatte der Jüngling eine Viertelstunde gesessen, als der hinter dem Gebüsch verborgene wütende Wolf plötzlich hervorsprang, über ihn herfiel, und ihm einige heftige Bisse gab. Weit entfernt aber, dem Schrecken unterzuliegen, trostet der junge Held der Gefahr, und suchte sich nur des Thieres zu bemächtigen. Er fasste es endlich mit kräftigem Arm, ob dieser gleich vom Wolfe zerfleischt war, und rief der in der Nähe stehenden Schildwache zu: Schieß auf die Bestie, und wenn du mich auch treffen solltest; mein Tod wird doch vielen Andern nützlich seyn. Der Soldat gab Feuer, und freute sich, da er den Wolf allein tod zur Erde fallen sah. Aber der edle junge Mensch war elend zerfleischt worden; alle Hülfe, ihn zu retten, vergebens, und man sah sich in der schrecklichen Nothwendigkeit, ihn dem traurigen Schicksale der andern, die gebissen worden, zu überlassen. Als er starb, sagte er standhaft: O, ich sterbe freudig, denn ich habe mein Vaterland von einer fürchterlichen Plage befreyet!

Schöne-



Sint. Bott (1796.)

3

Die Schlechthändlerin.

Berdient auch einen Platz in unserm Hinkenden Bott. Dieselbe trug von J. nach B. einen lebendigen Hahn unter dem Kittel, weil sie gehört hatte, daß das Hahnenfleisch dort wohl bezahlt werde; und damit der Zollner oder Inspector denselben nicht in Beschlag nehme, hatte sie den Hahn so sorgfältig verwahrt. Der Inspector, der eine gute Nase hatte, merkte gleich Unrat; er sah etwas unter dem Kittel sich bewegen, redete die Frau rauh an: Ihr heyt gewiß verbottene Waar unter dem Kittel? Ne, ne, Herr Spekter, g'wiss nit.

— Indem stieg zu der Frauen Unglück der Hahn unter dem Kittel sehr vernehmlich zu krähen an; — Aha, füren mit — und mir nichts, dir nichts, mußte die Frau den Hahn hergeben. Der Inspector versprach der Bauernfrau, den Hahn bis zu ihrer Rückkehr von B. aufzubewahren; allein er hielt nicht Wort, sondern als die Frau wieder kam, um den Hahn in Empfang zu nehmen, fand sie denselben geklokt auf dem Tisch des Inspectors; allein wer auch keinen Bissen davon bekam, war die gute Bäurin aus J. die nun ohne Hahn und ohne Geld — Spott und Hohn zum Geleit — nach ihrem Dorf zurückkehrte.

Der betrunkene Schulmeister.

Ein wohlechter Schulmeister, der zugleich auch Chorrichter war, betrunke sich einst bei einer Seckelmeister-Rechnung so derb und tüchtig, daß er, um

sich nicht verächtlich zu machen, im Stibben auf und davon schlich; auch wollte er nicht den Mahmen haben, von nichternen Leuten heimgeführt zu werden. Wäre der gute Schulmeister lieber geblieben, so würde er der Schande entgangen seyn, die schwer wartete. Er war noch keine Viertelstunde gegangen, als er über einen Stein fiel, und der Länge nach auf der Straße ausgestreckt da lag. Es war eine kalte Novembernacht, und es stieg an zu Schneyen, so, daß wann er liegen geblieben wäre, er eingeschneit worden, und ohne weiters hätte erfrieren müssen. Dies sollte aber nicht geschehen, sein Lebensziel war noch nicht zu Ende; er sollte noch länger den gebietrischen Zepter über die Dorffjugend schwingen, noch mancher Seckelmeister-Rechnung bewohnen, und vielleicht gar Seckelmeister werden; wenigstens glaubte er sich dazu vollkommen tüchtig. Ob diesem großen Gedanken möchte er eingeschlafen seyn, als der Wasenmeister mit seinem Karren daherkam. Er sahe da einen Menschen wie entseelt liegen; daß er aber der Welt noch nicht entsagt habe, erkannte er an dem Schnarchen, legte daher Hand an, und lud ihn, mir nichts, dir nichts, ob schon er bey genauerer Untersuchung, in dem Schnarcher den Schulmeister erkannte, denselben auf seinen Karren, fuhr damit der Schulmeister-Wohnung zu, und machte Lerm an der Thüre. Unterdessen war durch das heilige Rütteln des Karrens der wohlauchbare Schulmeister zu sich selbst gekommen, erkannte seine treue Hausehre, die gar erbärmlich jammerte, als sie hörte, daß

hr

Ihr theurer Eheherr und zukünftige Seelmeister auf so einem schändlichen Fahrzeug seinen Einzug hieß; schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und rief; Hans, Hans! weißt du auch, wo du bist? Auf dem Schinderkarren bist du; ach daß ich das erleben müßte, meinen Mann auf dem Schinderkarren! die ganze Hoffnung und Ehre unsers Dorfs auf dem Schinderkarren! Noch lange sammerte das an ihrer Ehre so gekränkte Weib fort, als der Mann zu ihr sagte: Liebes Weib, jämmer nicht so sehr; wunderbar, ja recht wunderbar, sagt unser Herr Pfarrer, führt der Herr oft die Seinen! tröste dich damit, und schenke da meinem Fuhrmann eins vom Besseren ein, und gieb ihm ein gutes Trinkgelt, anstatt Lermen zu machen. Die Frau ließ sich besänftigen, besorgte des theuern Eheherrn Rath, gab dem Wasenmeister ein schönes Trinkgelt, und ersuchte ihn, über diesen Vorfall reißen Mund zu halten. Er versprach, wie weit er aber sein Versprechen erfüllte, mögen meine Leser daraus folgern, daß diese Geschichte mir, dem Calendermacher, in Ohren gekommen ist, und ich dieselbe so drollicht fand, daß ich sie mit Freuden dem Hinkenden Gott, zum Nutzen und Frommen aller derer, die daran ein Exempel nehmen möchten, einverleihe.

Eine neue Art Krebssuppe.

Würden die Mütter ihre Töchter mehr zur Haushaltung (vorausgesetzt, wenn sie dieselbe verstehen) anführen, und zur Arbeitsamkeit anhalten, anstatt ihnen Zeit

zu lassen, in den Romanen zu lesen, so hätte es den großen Nutzen, daß mancher angehende Haushalter mit mindern Unlusten seine Haushaltung bereiten könnte, und die jungen Hausmutter würden minder an eine Magd gebunden, und seltener das Brunnengespräch der Magde sehn. Daß der Hinkende Gott aus keiner tanben Nutz redet, davon will er jetzt ein wahhaftes Beispiel anführen, welches sich vor noch nicht langer Zeit in unserer lieben Vaterstadt zugegragen hat. Ein junges Fräulein, die zwar ihrem Eheherrn etwas Vermögen zugebracht, aber doch noch einmal soviel Forderung machte, als thre zugebrachte Mittel leisten konnten, wäre nicht einmahl im Stande, eine Mehlsuppe, geschweige denn eine Krebssuppe zu machen. Einmahl brachte ihr theuerer Eheherr einen ganzen Sack voll Krebse nach Hause, die er selbst gesangen hatte. Liebe Frau, sagte er, ich esse vor mein Leben gerne Krebssuppe, Morgen Mittags kommen ein paar Freunde zu mir zum Essen, mache Anstalt, daß wir eine gute Krebssuppe bekommen. Die Frau machte große Augen, als sie von einer solchen Suppe hörte, wollte sich aber nicht so weit bloß geben, zu bekennen, daß sie niemahl eine solche Suppe weder gemacht, noch machen geschenen habe; gieng daher mit ihrer neuen Magd, die beym Dingen sehr viel versprochen hatte, aber nicht den vierten Theil davon leistete, zu Rath. Die Magd wußte auch nicht den gerigsten Bescheid; endlich glaubte die Frau, das rechte Drama gefunden zu haben, klatschte vor Freuden in ihre artigen Händchen, und rief der Magd;

Magd: Bäßl, Bäßl, bring mir die Krebs,
wir wollen die armen Dinger zuerst töden.
Sie nahm zu dem Ende den Ellbogen und
das Bäßl den Kuchenschlüssel, und schlugen
auf die armen Krebse ganz unbarmher-
zig los, daranhin legte sie dieselben in eine
große Schale, freute eine gute Handvoll
Salz über dieselben, und ließ sie so über
Nacht stehen. Das Bäßl that am Mor-
gen um 8 Uhr die Krebse zugleich mit dem
Rindfleisch in den Hasen, und machte ein
gutes Feuer darunter. Die Suppe wurde
sammt den Krebsen in eine schöne Sup-
penschüssel angerichtet. Als der Hausherr
aber den Deckel ab der Schüssel that, und
seine Freunde mit dieser Krebsuppe recht
regallren wollte, sahe er zu seiner größ-
ten Verwunderung, aussatt der blosen
Krebstüchen, die Schalen, Schnauzen,
Beine und Säulen in der Brühe herum-
schwimmen. Seine Freunde lachten aus
vollem Halse über diese neue Art von Krebs-
suppe, die junge Haushälterin merkte nun,
dass sie einen gewaltigen Vock gemacht
hatte. Guter Rath war thener; der Mann
wusste nun der Frau zu helfen, lies die
Suppe durch ein sauberes Tuch rich-
ten, und die Freunde mussten für die-
festmahl mit der blosen Brühe vorlieb
nehmen.

Die junge Frau wird nun seither von
ihren Freundinnen, die sich besser auf die
Haushaltung verstehen, brav ausgelacht;
da sie sich aber seit diesem Vorfall alle
Mühe giebt, die Haushaltung recht zu er-
lernen, so will ich ihren Nahmen elust-
weisen verschweigen.

Die fehlgeschlagene Abschiedspredigt.

Ein gewisser Candidat, der lieber in
den Karten spielte, als sich mit dem Stu-
dieren beschäftigte, und dessen Haare immer
so gelämmt waren, als wollte er damit
nicht auf die Kanzel, sondern aufs Thea-
ter treten; dieser wollte, da er anderwo
als Vikarius angestellt wurde, eine Ab-
schiedspredigt an seine Gemeinde halten.
Um nehmlichen Ort befand sich ein Kra-
kenhaus, das sehr ansehnliche Einkünfte
hatte, und dem ein Verwalter und ein
gelehrter Wundarzt vorstanden. Nachdem
er nun diesen beyden Herren den verbind-
lichsten Dank vor ihre östere Einladungen,
die er nie verfehlt, abgestattet hatte, so
lehrte er sich gegen die übrigen Zuhörer,
und hub mit folgenden Worten an: „Und
nun wende ich mich an euch, ihr
Kranken!“ Aber, o Himmel, in dem
Augenblit nahm sein Gedächtnis den Reiß-
aus, der Angstschweiß trof von seiner
Stirne, er räusperte sich dreymal, stieg
wieder an, o ihr Kranken! aber weg
aus dem Gedächtnis war die schöne Rede
verschwunden; noch einmahl rief er Angst-
voll: O ihr Kranken! Amen. Ohne
ein Wort weiters hervor bringen zu kön-
nen, stieg er von der Kanzel herunter,
und ganz beschämt über die fehlgeschlagene
Abschiedspredigt, schllich er nach Hause.

Sey ehrlich und redlich.

Ein Jude reiste einst von der Messe
wieder zurück. Unterweges kam er an ei-
nen Strom, wo er durch musste. Schon
ist

ost war er ohne Schaden durchgeritten, denn es gieng eine seichte Furth durch; wenn man sich aber etwas zu sehr rechter Hand wandte, kam man an einen tiefen Schlund, wo schon mancher das Leben verloren hat. Der Jude, der diesmal nicht vorsichtig genug war, geriet hinein. Ein lautes Geschrey, das er aussieß, rief einen in der Nachbarschaft achernden Bauer herbei; er sah die Gefahr des Mannes, riß Geschwind ein Pferd vom Pflege, wagte sich ganz nahe an den ihm bekannten Schlund, und als ihn das Wasser, das sich dort in einem Wirbel drehte, hervorbrachte, war er so glücklich, ihn bey dem Mantel, den er um hatte, zu erhaschen und glücklich ans Land zu bringen. Des Juden Pferd gieng verloren, indem es, von der Last, die er ihm im Mantelsack ausgelegt hatte, niedergedrückt, sich nicht hatte herausarbeiten können.

Nach vieler Mühe, die der Bauer und die Seilgen anwandten, brachten sie den halb todten und erstarnten Juden wieder ins Leben. Aber nun gieng erst des armen Mannes Angst an. Sein Leben war gerettet; allein alles, was er erkaufst hatte, war verloren, besonders ein lederner Beutel, oder eine sogenannte Geldkäse, die er um den Leib gehabt, und worin sich viel Juwelen und Perlen befanden. Diese konnte er wahrheitlicher Weise nicht im Strom verloren haben: es war also der höchste Verdacht da, daß der Bauer sie ihm abgebunden, als er ihn ausgezogen und aufs Bett gebracht hatte. Der Bauer beteuerte ihm, daß er nichts gesehen noch gehört habe, und der Jude riß sich die

Haare vor Verzweiflung aus, da er sein ganzes Vermögen hineingestellt hatte, um damit einen vortheilhaften Handel an seinem Wohnplatze zu treiben. Er hätte den Bauer unschuldig gerichtlich belangen können, und dieser ehrliche Mann hätte einen sehr schweren Stand bekommen, da er aller Wahrscheinlichkeit nach den Beutel entwendt hatte. Der Jude war indessen großmuthig genug, solches nicht zu thun. Du hast, sagte er zu ihm, mit Gefahr deines eignen Lebens mir das meinige gerettet: du raubst mir aber das Mittel, gegen dich dankbar zu seyn. Rechne das dafür, daß ich dich durch eine Anklage bei deiner Obrigkeit nicht ins Unglück bringe! Für den kleinen Aufwand, den du melnst wegen gehabt hast, bist du auch dadurch reichlich bezahlt; gib mir aber nur einen kleinen Zehnpfennig davon, daß ich an einen Ort kommen kann, wo ich einige von meinen Glaubensgenossen finde, und mir einzige Unterstützung zu verschaffen im Stande bin. Du hättest mir den Beutel nicht vorenthalten dürfen: ich hätte dir ihn ohnedies ganz gegeben, denn ich bin dir tausendmahl mehr schuldig, als ich dir dadurch hätte geben können, da mir und meiner Familie Gott und mein Fleiß gewiß wieder Mittel zur Erhaltung des Lebens verschaffen werden.

Der arme Bauer war eben so trostlos, da er, seiner Unschuld bewußt, sich einem so wahrscheinlichen Verdachte ausgesetzt sah; und ob er den Juden gleich mit Thränen das Gegentheil versicherte, so war es doch schwer, ihn ganz frey zu sprechen. Endlich kam er selbst auf den Gedanken,

daß der Jude, um ihm nicht den kleinen Aufwand, den er ihm gemacht habe, zu bezahlen, diesen Umstand erdichtet habe. Um sich aber doch nicht Verdrießlichkeit auszusehen, machte er, daß er ihn los würde, und beide schieden ziemlich mißvergnügt von einander. —

Bald darauf, als der Bauer Mist auf sein Feld fahren wollte, kriegte er ein langes ledernes Ding auf der Mistgabel zu fassen, und da er es untersuchte, fand er den ansehnlichen Schatz, der darin verwahret lag. Wahrscheinlich war es auf die Art in den Mist gekommen: Als man den Juden nach Hause gebracht, hatte man ihn anfänglich gleich auf Stroh gelegt, um ihm indessen ein Bett zu wärmen, und ihm die nassen Kleider vom Leibe gerissen; der Beutel war also in das Stroh gekommen, und mit diesem in die Mistgrube geworfen worden. Das Erstaunen und die Freude des Bauern kann man sich leicht denken. Er legte ihn hin, verwahrte ihn sorgfältig, und rührte ihn auch nicht an. Wenn es gegen die Messe kam, war er mit seiner Frau und Kindern an der Landstrasse sehr aufmerksam, ob der Jude etwa zurückkommen und vorbei gehen würde; allein es vergingen zwey Jahre vergebens. Als er aber eines Abends mit seiner armen Familie bey einer Mehlsuppe saß, hörte er einen Wagen an seiner Hütte halten; er guckte durch die Scheiben, und sah, daß es Juden in einem kleinen Wägelchen waren. Frau und Kinder erschraken, daß sie des blassen Todes waren; denn sie glaubten sicher, der Jude brächte Ge hilfen mit, sich wegen des Beutels noch

zu rächen, und alles floh, wo es ein Loch fand, bis auf den Bauer, der sich im Notfall auf seinen unberührten Schatz verließ. Indem kam der Jude selbst mit den übrigen in die Stube, fiel ihm um den Hals, und sagte zu ihm: Er solle nicht fürchten, daß er wieder käme, ihm den Beutel abzufordern: er wisse nunmehr gewiß, daß er ein ehrlicher Mann sey, und denselben nicht könne entwendet haben, und er käme, ihm seine Dankbarkeit für das ihm geschenkte Leben nunmehr noch thätig zu beweisen, da er das letztemal weder gekonnt, noch auch wegen des Verdachts gerollt hätte. Der Bauer stutzte, und sagte: Warum haltet Ihr aber dazermal den Argwohn, und jetzt nach zwey Jahren habt Ihr ihn nicht mehr? — Ich habe, versetzte der Jude, alle Messen hier bei Euch mich durchgeschlichen, um nicht von Euch bemerkt zu werden, und alsdann allezeit in der ganzen Nachbarschaft und in dem Dörre selbst sorgfältig nachgeforscht, ob Ihr eure Umstände verbessert, Euch ein großer Gut, oder Feld, oder sonst etwas erkaust hättet; habe aber nur erst neulich vernommen, daß Ihr statt dessen durch die große Theurung der letzten beiden Jahre in solchen Verfall gerathen, daß Euer Gütchen nächstens versteigert werden sollte, weil Ihr ein kleines erborgtes Capital von fünftzig Thaler nicht zu bezahlen im Stande seid, und Ihr schon eure paar Stücke Rindvieh verpfänden müssen. Ich will euch diese Schuld bezahlen, da mich Gott gesegnet und. — — Der Bauer fing an herzlich zu weinen, gieng ohne ein Wort zu sagen, nach
set-

seiner Kammer, kam mit der Käse zurück, und legte sie, zum Erstaunen der Juden, hin auf den Tisch. — Was will das sagen? schrien sie. — Da! sagte der Bauer: seht, ob etwas darin fehlt?

— Der Jude that es, hub die Hände und die Augen gen Himmel auf, und bewuerte, daß nicht der kleinste Edelstein, nicht ein Staubchen Gold oder sonst etwas von dem, was darin gewesen sey, fehle. — Der Bauer erzählte ihm darauf die ganze Geschichte, und sagte, wie oft er in der großen Noth in Gefahr gewesen, sich daran zu vergraben, aber lieber Hunger und Kummer gelitten, und die letzte Kuh verkauft habe; daß ihm immer noch Gott einen Weg gewiesen, wie er sich und seine arme Familie erhalten, wie er endlich alle Messen die Strafe bewacht, in Hoffnung, den Schatz wieder überantworten zu können. Dem Juden flossen die Thränen vom Angesicht; erst wollte er den Beutel nicht einmal wieder annehmen. Nach einer kleinen Überlegung aber sagte er: „Du hast Recht, ehrlicher Mann! Du würdest für diese Juweelen nicht den dritten Theil des Werthes erhalten, weil du es nicht verstehst; aber das beste Bauerngut, das in dem Dorfe sei ist, soll dein seyn“. Es fand sich, daß wenige Tage darauf eins öffentlich zum Verkauf angeboten ward. Der Jude bezahlte es und übergab es dem ehrlichen Landmann. Alle Messen besuchte ihn der dankbare Mann, und kommt nie, nach und von der Messe, ohne ihm und seiner Familie etwas mitzubringen, und legt allezeit in seinem Hause eine Nacht zurück. So belohnt sich die

Ehrlichkeit; so zieht Gott durch Dankbarkeit, und Menschenliebe Wohlwollen nach sich.

Liebet eure Feinde.

Ein wilder Indianer, welcher sich auf der Jagd verirrt hatte, wendete sich zu einem englischen Colonisten, den er vor seiner Hausthüre antraf. Er bat den Colonisten zuerst um ein Stück Brodt, und da er dieses von ihm nicht erhalten konnte, ersuchte er ihn um einen Trunk Bier oder Wasser. Allein der gesittete Colonist schlug ihm beides ab, und schalt ihn noch dazu einen indianischen Hund, mit dem Zusage: Was er sich unterstehe, einen Mann, wie er wäre, zu beunruhigen? — Einige Monate darnach kam der Colonist in eben denselben Fall, worin der Indianer vorher gewesen war, da er mit seinen Freunden auf die Jagd geng, und sich verirrte. Er sah sich also genöthigt, einen Wilden, welchem er begegnete, um Beystand anzusehen, und zu bitten, ihm den Weg nach seinem Hause zu zeigen. Der Wilde sagte ihm: Es sei zu spät, dahin zurückzukehren, und lud ihn ein, mit ihm nach seiner Hütte zu kommen. Der Colonist nahm die Einladung an, und als er in der Hütte des Wilden angelommen war, segte ihm dieser sogleich Wildpret und einige Erfrischungen vor, und bereitete ihm eine Haut, um darauf zu schlafen. Beym Anbruch des Tages unterließ der Indianer nicht, seinen Gast nach Hause zu begleiten. Als er ihn nun nach Hause gebracht hatte, fragte er den Colonisten, ob

er sich nicht erinnern könnte, ihn schon einmal gesehen zu haben? — Der Colonist betrachtete auf diese Frage den Wilden etwas genauer, und erkannte in demselben eben den Indianer, dem er vor einiger Zeit Brodt und Wasser abgeschlagen hatte. Mit großer Beschämung bekannte er ihm sein damaliges schlechtes Vertragen. Der Indianer machte ihm aber weiter keine Vorwürfe deswegen, sondern wünschte ihm alles Wohlergehen, und ging weg. — Dieser Wilde wußte nichts von den Lehren des Christenthums, und doch handelte er christlich. Sagt, Leser, ob er nicht nach des Apostels Forderung hat: „Bergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet!“ Er beschämte doch also wohl manche Christen, die so gern an ihren Feinden sich rächen? — Send seine Nachfolger! —

Fleiß und Sparsamkeit sind die besten Mittel, etwas zu erwerben.

Johann Heinrich Klukum, aus Lemgo gebürtig, dessen ganzer Reichthum bloß in der Profession eines Nagelschmiedes und in ein paar zu diesem Handwerk tüchtigen Armen bestand, arbeitete als Gesell in Oldenburg, wo er, im Vertrauen auf diese beyden Schätze, ein armes, aber vernünftiges und fleißiges Dienstmädchen, Nahmens Sophie Tesch, aus dem vor der Stadt liegenden Kirchdorf Osterburg gebürtig, heyrathete. Zum Braunschahz brachte diese ihm 20 Thaler mit, welche sie aus dem dasigen Fundus für arme Mägde

erhielt. Well sie diese Summe zu ihrem Fortkommen anwenden wollten, so behielten beide vorläufig ihren Dienst bei. Nach einem halben Jahre beschlossen sie aufs Land zu ziehen, und wählten Niestadt, fünf Viertelmeilen von Oldenburg, zu ihrem Wohnplatz, weil sie hier gleichsam im Mittelpunete des Herzogthums zu seyn glaubten, und ihre Nägel so viel leichter versenden könnten. Ihr Capitälchen wurde nun nicht etwa zu Aufführung eines Wetts oder andern Hausrathes verwandt — ersteres mietheten sie vor der Hand, und von letzterem schafften sie sich bloß das Nothwendigste von ihrem Dienstlohn an; — sondern sie kaufsten sich einen Amboss, einiges Schmiedegeräthe und etwas Eisen, baucten sich neben ihrer gemieteten Wohnung mit eigenen Händen eine Esse, und sien gen ihr Werk mit Freuden an. Ein Jahr lang arbeitete die Frau als Gesell ihres Mannes; sie half ihm das Eisen spalten, und damit er keine Stunde versäumen durfte, trug sie selbst wöchentlich einmal die gemachten Nägel nach Oldenburg an dasige Kausleute, und so viel Eisen wieder zurück, als in einer Weche verarbeitet werden konnte. In dieser Zeit hatten sie sich ein Bett und andere Bedürfnisse verdient, und da die Frau nieder kam, so mußte sie zwar ihren Gesellenplatz einem Knaben abtreten; allein den Verkauf der Nägel und den Anlauf des Eisens setzte sie nach ihrer Genesung fort; ja sie trug sehr oft ihr Kind auf dem Arm mit nach Oldenburg, und auf dem Kopf oder Rücken eine Tracht Nägel hin, und Eisen zurück. Der beständige Absatz ihrer Waare mußte nothwendig

dig ihren Muth beleben, und die Frau versäume nichts, um solchen bey ihrem Mann zu unterstützen. Sie wußte, daß der Mann einige Erholung von der Arbeit haben muß, und um zu verhüten, daß er sich nicht an die Schenke gewöhnen, die Nächte daselbst verschwärmen, und am folgenden Morgen träge zur Arbeit sezn möchte, holte sie an Feiertagen einige Kannen Bier, und lud zwey oder drey Personen, mit welchen er Bekanntschaft hatte, zu sich ein, mit denen sie den Abend verschwanden, und am folgenden Morgen waren beyde wieder mutter zur Arbeit. Nach ein paar Jahren hatten sie so viel verdient, daß sie darauf denken konnten, sich eine eigne Wohnung anzuschaffen. Allein kaufen konnten sie noch keine; und auch da zeigten sie die größte Ueberlegung. Sie ließen sich nahe am Heerwege vor Rastadt ein Stück Heideland anweisen, welches die Frau mit dem größten Fleiß bearbeiteten und urbar machen half, und wo ich selbst sie beyra Abbrennen der Heide und Erdschollen dermaßen in Rauch gehüllt gefunden habe, daß ich Mühe hatte, sie zu erkennen; während der Mann mit seinem Gehülfen unermüdet Nägel schmiedete. Weil sie sich durch ihren Fleiß allgemeinen Zubm erworben hatten, so borgte ein angesehener Mann ihnen Mauersteine und Dachpfannen zu Erbauung ihres Hauses. Von dem bearbeiteten Lande wurde ein Theil zum Rockenfelde und ein Theil zum Garten genommen. Wie dieses Land, welches vor dreißig Jahren wüste lag, und nichts als Heide trug, gegenwärtig beschaffen, wie gute Früchte und Gras es

Sink. Bott. (1796.)

trägt, wie es allmählig erweitert, und das Haus nebst der Schmiede vergrößert und verbessert worden, wie ordentlich und reinlich alles, und wie gut unterhalten die Gräben und lebendigen Hecken sind; wie die jungen Eichen vor dem Hause und die Obstbäume im Garten herangewachsen, und wie artig das Ganze in die Augen fällt, kann jeder, der vorbeifährt, bemerken. Oft habe ich mich gewundert, wie Anfangs ales im Felde und im Garten so gut ohne Dünger wachsen konnte; da erzählte mir dann ein Freund, er habe die Frau zur Zeit der Hornvieh- und Pferdmarkte mehr als einmal auf der Heerstraße mit ihrem Schubkarren angetroffen, wo sie den Dünger, welchen das häufig durchgetriebene Vieh fallen lassen, aufgelesen, und auf ihren Hof gefahren. Der Umstand, daß sie ihren Wohnplatz eben in Rastadt, wo seit 25 Jahren an dem dazigen herrschaftlichen Schloß und andern Gebäuden sehr häufig gebaut worden, und an der Heerstraße, wo ein jeder Reisender die Werkstatt bemerkeln kann, genommen, hat freylich nicht wenig zu ihrem Fortkommen beigetragen. Aber doch waren Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung und Klugheit der Grund ihres Glücks.

Gegenwärtig sind sie ohnstreitig die wohlhabendsten Zubauer auf viele Meilen weit. In der Schmiede arbeiten beständig vier oder fünf Personen. Das Eisen wird seit vielen Jahren nicht mehr pfundweise aus Oldenburg geholt, sondern centuerweise aus Bremen zu Schiff nach Oldenburg gebracht; und anstatt, daß die Frau Al-

sangs wöchentlich einmal einlaufen müste, so geht der Meister selbst einmal im Jahr nach Bremen. Dadurch hat er sich dort den Weg gebahnt, daß er nicht alles Eisen mit baarem Gelde zu bezahlen braucht, sondern große und kleine, besonders viele Schiffsnägel, wieder zurücksenden, und damit abrechnen kann. Außerdem lebt fast ein Mann davon, daß er alle Wochen die von Landräubern bestellten Nägel an den bestimmten Ort trägt. So ordentlich diese Leute arbeiten, — denn eine jede Person macht in gewissen Stunden ihre bestimmte Anzahl Nägel, wenn ich nicht irre, 1200 im Tage, — so ordentlich genießen sie auch ihre Erholungsstunden. Ihre einzige Tochter und Erbin haben sie an einen ihrer Gesellen, den der Meister unterrichtet hat, verheirathet; diese, ihr Mann und ihre Kinder, gehen nebst den übrigen Gesellen an Feiertagen, mit dem Meister und seiner Frau, gewöhnlich einige Stunden in die Schenke; allein weil sie der Ordnung gewohnt sind, zu gehöriger Zeit nach Hause, damit am folgenden Morgen nichts versäumt werde.

So genießen die Alten jetzt die Früchte ihres Fleisches; zwar nicht in einer unthätigen Ruhe, sondern der Meister sagt nur: Er könne jetzt einen Schlag weniger thun, als ehedem, und seine Frau ein Stündchen länger schlafen. Sie sind immerhin dienstfertig und mildthätig gegen Notleidende, und bei Krankheiten und Sterbefällen die hilfreiche Zuflucht ihrer düstigen Nachbarn. Viele arme Knaben haben dem Meister ihr Fortkommen zu dan-

ken, nicht sowohl, daß er sie seine Profession gelehret, sondern hauptsächlich, daß er sie zum Fleiß und zur Ordnung angehalten, und sie dadurch tüchtig gemacht hat, bey jeder Arbeit fortzukommen, wenn sie auch nicht länger Lust hatten, als Nagelschmiede zu arbeiten.

Beispiele zur Nachahmung, für Dienstboten.

Ein alter Ritter des h. Ludewigs, der in das äußerste Elend gerathen war, und alle Mittel, sich wieder aufzuhelfen, erschöpft sah, erwählte sich Paris zu seinem Zufluchtsorte, als einen Aufenthaltsort, an dem er seinen Namen, seine Durftigkeit und seine Noth leichter vor Federmann geheim zu halten hoffte. Er mietete sich auf einem Hausboden ein, auf welchem er zu seiner ganzen Geräthschaft nur ein Bund Stroh, zu seiner Kleidung nur einige elende Lumpen von seiner alten Uniform, und zu seinem Umgange, und was soll ich noch sagen, zu seines Freunde nur einen alten Bedienten hatte, der ihm seit langer Zeit mehr aus Treue und Zuneigung, als aus Eigennutz, ergeben war.

Eines Tages sagte dieser unglückliche Kriegsmann, mit Thränen in den Augen, zu dem alleinigen Zeugen seines Schmerzens und zu dem einzigen Vertrauten seiner Noth: „Lieber Freund, du siehest mein Elend, und theilst es mehr als zu lange mit mir. Der schreckliche und beugende Zustand, in dem ich mich befindet, ist ohne Zweifel eine Strafe des Himmels für mein leichtsinniges und schlechtes Ver-
hal-

halten, für die unbesonnene Verschwendung, für die unüberlegten Ausschweifungen, für einen unmäßigen Aufwand, und für eine nichtswürdige Eitelkeit. Ich kann als ein Opfer meines Unverständes den grausamen Zähnen des Hungers nicht entgehen, und der Tod ist das Ziel meiner Schande und meiner Schmerzen. Die Ehre, du weißt es, als das einzige Gut, das mir noch übrig ist, gestattet mir nicht, zu deneu Mitteln zu schreiten, die bey vielen Leuten üölich sind, mich der Dürftigkeit zu entreissen. Sie sind in diesem Stütze glücklicher als ich; aber ich will lieber sterben, als mich zu der geringsten Niederträchtigkeit herablassen! Die Ehre ist, wenn sie mit dem Tode ins Handgemenge kommt, einem Leben vorzuziehen, das meiner Lebensart und meinem Stande unanständig ist. Geh, lieber Freund, entferne dich auf immer von dem unglücklichsten unter allen Menschen! Sieh dich nach glücklicheren Diensten um! Ich werde es noch immer zu bedauern haben, daß ich deine Dienste nicht habe belohnen können. Geh, verlasse deinen unglücklichen Herrn! Möchte ich doch so sterben können, daß es kein Mensch in der Welt erführe, und ich nur den Himmel zum Zeugen meiner letzten Stunde hätte! — „Ach mein lieber Herr,“ rief dieser treue Diener aus, indem er zugleich in Thränen schwamm und seinem Herrn zu Fuße fiel, „halten Sie mich für so niederträchtig, daß ich Sie in der Noth sollte verlassen können, da ich doch in Ihrem vorigen Wohlergehen so viele Wohlthaten von Ihnen empfangen habe? Nein, ich werde Sie

durchaus nicht verlassen. Mein Fleß, mein Eifer und meine unverbrüchliche Ergebenheit werden mir Mittel an die Hand geben, uns in unsrer gemeinschaftlichen Dürftigkeit zu helfen“.

Wer sollte hier die Bewunderung und die Wehmuth dieses niedergeschlagenen Herrn schildern können? Er umarmte diesen großmuthigen Bedienten liebreich, und sagte zu ihm: „Der Himmel hat noch nicht alle seine Gnade an mir erschöpft. Möchte er dich doch für so edle Gesinnungen belohnen!“ Dieser Bediente nahm hierauf voller Freude und Vertrauen seine Zuflucht zu den Mitteln, die ihm sein Eifer und seine Zuneigung eingaben. Er brachte täglich, was er an öffentlichen Almosen empfangen hatte, und war niemals vergnügter, als wenn er seinem lieben Herrn ein Glas Wein kaufen konnte. „Lassen Sie uns die Vorsehung preisen,“ sagte er, wenn er bey ihm eintrat, „sie ist uns heute günstig gewesen“. Er suchte dabei durch die Erzählung des Seltzamsten, das er vernommen hatte, den summervollen und schmerhaftesten Zustand seines Herrn zu mildern. Aber an einem Tage . . . einem unglücklichen Tage! . . . wurde dieser tragendhaste Bediente von der Polizei in Verhaft genommen. Seine Stärke, seine guten Gesundheitsumstände verursachten, daß man ihn für einen von den müßigen Leuten ansah, die sich allerhand Lastern ergeben, und den Staate und der Gesellschaft zur Last fällen. Man brachte ihn zum Generallieutenant der Polizei; dieser verhöre ihn. Der Bediente antwortete ihm, ohne aus-

der Fassung zu kommen, mit der männlichen und edlen Dreistigkeit, die nur ein Gewissen, das sich keine Vorwürfe zu machen hat, einslösen kann. Er bat sich von ihm zur Gnade aus, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, und ihn insgeheim zu verhören, indem er ihm ein Geheimniß zu entdecken hätte. Der Polizeylieutenant gab seine Einwilligung dazu.

"Ich zweifle nicht," sagte hierauf dieser rechtschaffene Mensch zu ihm, "Sie werden mich in ihren Schuß nehmen, wenn ich Ihnen von dem Bewegungsgrunde meines Verhaltens werde Bericht abgestattet haben". Er gab ihm hierauf von allem Nachricht, was zwischen seinem Herrn und ihm vorgiengt, und daß er zur Versicherung seiner Aufrichtigkeit Jemand zu seinem Herrn senden könnte, dessen Wohnung er ihm angeigte. Man schickte sogleich einen Gefreiten zum Offizier; dieser fand in der That den unglücklichen Kriegsmann auf einem Bunde Stroh liegend. "Was machen Sie hier, mein Herr," sagte der Gefreite zu ihm?

— "Meine traurigen Umstände und der grausame Zustand, in den ich mich versetzt sehe, erklären Ihnen die Ursache meines Elendes und meiner äußersten Noth hinlänglich. Aber, setzte er mit Bestürzung hinzu, wollen Sie mir nicht vielleicht ein neues Unglück ankündigen? Mein treuer Diener!... Ach, wenn ich bitten darf, reden Sie, mein Herr, geben Sie mir von seinem Schicksale Nachricht". —

"Ihr Bedienter, erwiederte der Gefreite, befindet sich in Sicherheit. Er wird aufs längste in einer Stunde wieder bei Ihnen

sein; und ich wollte nur durch Ihr Zeugniß hinter die Wahrheit der geschehenen Dinge kommen, die er bei seinem Verhöre ausgesagt hat. Senn Sie ruhig, mein Herr, dieser treue Bediente wird Ihnen in kurzem wieder zugesendet werden". Der Gefreite erstaunte hierauf dem Policeytenant von allem Bericht, dieser letztere redete mit dem Könige davon, und der wohltätige Monarch ließ nicht nur dem Offizier, sondern auch dem tugendhaften Bedienten einen Gnadenhalt anweisen.

Sey. ein Vater deines Gesindes.

Andreas Feldmann lebte mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er sich gekauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlafens, des unnöthigen Puzes, der langweiligen Besessenheit, und des beständigen Schmauers und Faulenzens müde worden; auch hatte ihm die dicke Lust und die faulen Ausdünstungen eine Engbrüstigkeit zugezogen. Darum hatte er sich auß Land begeben. Hier athmete er freier, würzte sein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm sein Feld, Garten und Heerde einbrachten, und war gesund und vergnügt. Zwei Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthschaft besorgten, hielten er wie seine Kinder. Er nannte sie oft seine Söhne und Töchter. Sie aßen mit ihm an einem Tische, weil sie das, was gegessen wurde, mit verdient hatten. Wenn sie nun von der Arbeit kamen und sich zum Es-

Essen sezen wollten, sagte er oft zu seinen Kindern: Da seht ein mal, Kinder! wie Michel und Hans geackert haben, daß ihnen noch der Schwels über die Sterne läuft: Und wenn Else nicht gebuttert, geläßt, und dies gute Gericht gelscht hätte, nach dem euch schon das Maul wässert, müßten wir mit leerem Magen ins Bett gehen. Betet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Essen wohl bekomme. Habt sie lieb, und macht ihnen keinen Verdruf; sie haben es zehnfach verdient. Ein andermahl sagte er, wenn die Kinder mit frischer Wäsche erschienen: Bedenkt ihr auch, daß Christine das so weiß gewaschen hat? Seyd ja recht freundlich und beschelden gegen sie und die andern Mägde. Ihr müßtet im Unfache ersticken, wenn die guten Leute nicht thäten; dann ihr sehet wohl, daß eure liebe Mutter nicht fertig werden kann, und selber könnt ihr euch noch nicht helfen. Durch dieses Betragen gegen seine Leute machte er, daß sie ihn wie einen Vater liebten, und so leßig dran waren, daß in kurzer Zeit sein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun kam ein Mis Jahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erndete, weil ein später Frost die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das erworbene Geld alles zugesezt. Doch erhielt die Hoffnung der nächsten Erndte noch den Muth; allein sie schlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halme auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahre verlor Herr Feldmann den Rest seines

Vermögens, ein Capital von 5000 Thälern, das ihm von dem Ankauf des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankrot eines verschwenderischen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer; Vorsorgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch schlimmer gehen, wenn er, außer seinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinsen bezahlen müßte; das Einzige, was er thun konnte, war, zu sparen. Er rief also seine Leute zusammen, und sagte ihnen: „Meine lieben Kinder, ihr sehet selbst, daß es mit unserer Wirthschaft nicht mehr so fort gehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weiß mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur einmal Fleisch essen, des Abends mit Käse und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe; dazu mögen ein Knecht und eine Magd, denen dieses am wenigsten gefällt, ihren Abschied nehmen, und wir andern teilen uns dann in ihre Arbeit“. Da siengen sie alle an zu weinen; Michel sagte: Ich bleibe, wenn wir auch lauter trocken Brod essen sollen. Hans wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wohl gar umsonst. Die Mägde schluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abschied; endlich beredeten sie sich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, spinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen, um solche zu begießen; auch wollten sie, eine um die andere, den Anker zwey Stunden weiter in eine größere Stadt

Amelsen zu vertreiben

zu Marke tragen, wo sie mehr dafür verlangten. Die Knechte schlügen vor, die Tage, die sie von der Feldarbeit abbrechen könnten, für den Edelmann aufzuhören zu thun, und ausmisten wollten sie des Sonntags nach beydien Kirchen. Alle erboten sich auch, Herrn Feldmann die paar Thaler vorzuschießen, die sie sich bey ihm gesammelt hatten, oder mit ihrem Lohne ein Jahr zu warten; nur möchte er keine verstoßen: Er hätte sie ja oft seine Kinder genannt, und Gott würde schon weiter helfen, wenn sie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen Herr Feldmann nicht länger widerstehen; er salete die Hände und dankte Gott für die guten Lente, die er ihm bescheret hatte. Mit Freuden glengs dann an die Arbeit; jedes hielt, was es versprochen hatte. Über dem fleißigen Arbeiten vergieng das schlimme Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende gab die reichliche Endte. So gewann Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verloren hatte, besonders da seine eignen Kinder größer wurden und arbeiten hassen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienstboten verließen ihn auch nicht, da sie heiratheten, lieber wären sie ledig geblieben. Aber er baute ihnen etliche kleine Häuser auf seinen Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heirathete Michel Christinen, und Hans Lisen, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zulegt so reich, daß er seiner beiden Nachbarn ihre Güter dazu kaufte, und seine zwey ältesten Söhne dorauf setzte.

Hiezu hat man gar vielerley Mittel, worunter folgende die vornehmsten sind:

1. Man legt einen Bratenknochen, an dem noch etwas Fleisch ist, an einen Ort, wo Ameisen sind, auf den Boden. Wenn sich eine große Menge derselben daran versammelt hat, schüttelt oder streicht man sie ab, in einen glasurten halb mit Wasser angefüllten Topf, und röhret das Wasser so lange um, bis die Ameisen getötet sind. Den Knochen legt man soviel mahl an den Ort, bis sie alle vertilgt sind.

2. Man nimmt zwey Theile gemeinen Schwefel, und einen Theil Wohlgerüthkrant oder braune Dosten (herba origani vulgaris), so in allen Apotheken zu haben ist. Das Kraut wird bey gelinder Wärme so trocken gemacht, daß es sich zu Pulver reiben läßt, und der Schwefel wird besonders gestoßen, hernach aber mit dem Pulver des Krantes wohl gemischt. Der Gebrauch davon ist dieser: Man macht um die Wurzel des Baumes, so weit man Ameisen spiret, die Erde etwas locker, streuet das Pulver darauf, und röhret es unter die Erde, da man die Wirkung mit Vergnügen sehen wird. Da das Pulver nicht kostbar ist, muß man eben nicht sparsam damit umgehen. Es kann auch bey widrigem Wetter mit etwas Wasser angefeuchtet werden, und wenn sich auf das erste mahl die Ameisen nicht gänzlich verlieren sollten, ein bis zweymahl wiederholt werden, da die Wirkung dann unfehlbar erfolgen wird.

3. Man nimmt frischgebrannten und ungeschönten Kalk, so groß als drei Fäuste, grabt ihn in den Ameisenhaufen ein, und gießt hernach Wasser darauf, so erhält sich der Kalk und zerfällt, da er denn die Ameisen zum Theil verbrennet, zum Theil so weit, daß sie davon laufen.

4. Wo Körblikraut gesät wird, wird man keine Ameisen finden: man kann daher diejenigen Gartenbette, welche man insbesondere vor Ameisen verwahren will, mit Körblikraut einfassen.

Um das Hinauslaufen der Ameisen an den Bäumen zu verhüten, oder sie selbst zu fangen, nimmt man Kindsgalle und bestreicht die Bäume damit.

Oder: man bestreicht die Stämme mit Kreide oder Röthelstein, als welche Materien den Ameisen zwider sind. Oder man vermischt Wasser mit Brauntwein und röhrt Ruß aus dem Schornstein darin und schüttet es an den Baum, oder bestreicht die Rinde damit.

Bey Spalierbäumen, und sonderlich bey Pfirsichbäumen, welchen die Ameisen am meisten Schaden zufügen, ist folgendes das leichteste und zuverlässigste Mittel. Man mache eine Anzahl kleine Paketlein, wie solche in den Kaufmannsläden beim Verkauf des Schnupftabaks mitgegeben werden, von etwas festem Papier, schmiere in dieselben zu unterfüttern ein wenig Honig, stelle und hestle sie an allen bequemen Hertern der Bäume an. Der Geruch des Honigs lockt die Ameisen in erstaunlicher Menge herbei. Einige davon bleiben am Rande als Schildwachen stehen, und scheinen auf die von aussen zu befürchtenden Ge-

fährlichkeiten Wache zu halten, und allarmiren bey der geringsten Bemerlung oder Erschütterung die übrigen, welche bis dahin ganz ruhig sichs haben in dem Paketlein schmecken lassen.

Sobald man bemerkt, daß eine ansehnliche Anzahl sich darinnen versammelt haben, drückt man solche oben zusammen, wirft sie ins Feuer und steckt neue auf. Es ist unglaublich, welche ungeheure Menge Ameisen man in wenig Tagen und bey gar geringer Aufmerksamkeit fangen kann.

Leichte Art, ein Zimmer in der Geschwindigkeit von Fliegen zu reinigen.

Das Hinsetzen von Gift gegen die Fliegen, ist schon oft Hunden, Katzen ic. ic. tödlich gewesen, wenn sie von den todteten am Gift gestorbenen Fliegen mehrere gefressen haben; dagegen ist folgendes einfache Mittel völlig unschädlich, wenn es gleich auf einige Minuten einige Unbequemlichkeit verursacht.

Man nimmt trockne Kürbisblätter, wirft sie auf Kohlen, damit die ganze Stube mit einem starken Dampf angefüllt werde. Hält man die Fenster daben zu, so sterben alle Fliegen; läßt man aber die Fenster offen, so ziehen alle hinaus, als wenn sie gejagt würden.

Sicherer Hausmittel zu schneller Stillung der Zahnschmerzen.

Es ist einem meiner Freunde geglättet, — und zu welchen erfunderischen Versuchen führen heftige Schmerzen nicht? — ein sehr

sehr einfaches und daher schnell wirkendes Hausmittel gegen Zahnschmerzen zu finden, von dessen ungezweifelter schneller Hülfe er ganz zu seinem Vortheil durch mehrmals mit gewünschtem Erfolge angestellte Versuche überzeugt worden ist.

Hier ist es. „Man nehme zwey oder drey Prisen kleingeriebenen oder geschabten Meerrettig, thue dies in ein Stücklein Leinen Tuch, und lege es auf die Pulsader des rechten oder linken Arms, je nachdem der Schmerz im rechten oder linken Kinnbacken oder der obern Kinnlade seinen Sitz hat. Trift sichs, daß der Schmerz in beyden Kinnbacken zugleich ist; so lege man auf die Pulsader beider Arme zu gleicher Zeit den zerriebenen Meerrettig, und hinde das Tüchlein, darinn er befindlich, etwas fest an. Ich versichere, und Erfahrung berechtigt mich dazu, daß in Zeit von 8 bis 10 Minuten, öfters noch früher, sobald der Meerrettig zu ziehen anfängt, die Zahnschmerzen gänzlich aufhören.“

„Sobald die gewünschte Wirkung da ist, wird der Meerrettig abgenommen, und läßt sodann einen rothen Fleck, oft auch, wenn der Fluss heftiger war, ein kleines Blätterlein, mit klarer dünner Feuchtigkeit, auf der Stelle zurück, wo er gelegen hat. Dieses eröffnet man mit einer Nadel, und läßt die Wasserartige Feuchtigkeit herauslaufen. Der rothe Fleck verliert sich in kurzem von selbst.“

Denenjenigen, die mit heftigen Zahnschmerzen geplagt sind, hoffe ich, mit der Publicität dieses so simpeln als probaten, bis jetzt aber noch wenig bekannten Haus-

mittels, daß aller Orten sehr leicht zu bekommen ist, einen wahren Dienst erwiesen zu haben.

Schreckliche Seuche in Philadelphia im Jahr 1793.

Aus Philadelphia.

— — Die aus den westindischen Inseln zu uns gekommene pestartige Krankheit, wütete desto stärker, je näher der Herbst kam. Am größten war die Sterblichkeit vom August 1793 bis zum 26sten October, an welchem Tage sich die Wut der Krankheit legte. — Zehn Aerzte bußten ihr Leben ein, und die übrigen, die in der Stadt geblieben waren, wurden alle, zum Theil mehrre male frank. Auch viele Geistliche wurden ein Raub des Todes. Unter den Frauen war das Sterben bey weitem nicht so groß, als unter den Männern. Für Trunkenbolden und Wollüstlinge aller Art, war die Krankheit sehr gefährlich. — In unreinlichen Häusern fäste oft ein silles Grab ganze Familien. In engen Straßen war die Sterblichkeit viel größer, als in großen lustigen Straßen und Häusern. Da es an Krankenwärtern fehlte, so mußten auch Neger dazu gebraucht werden. Sie ließen sich zwey bis drey Thaler für die Nacht bezahlen. Einige plünderten sogar die Häuser der Kranken. Einzelne Neger haben aber sich bey dieser Gelegenheit rühmlich ausgezeichnet. Zwey von ihnen haben einen Bericht abgestattet, aus dem ich folgendes aushebe:

„Als das Sterben aufs äußerste gekommen war,

men war, so ward es zuletzt unmöglich, hinlängliche Hülse zu leisten, weshalb denn auch viele, von ihren Freunden und Verwandten verlassen, unbemerkt und ohne Beystand starben. Wir fanden die Menschen in den verschiedensten Lagen. Einige lagen wie in Blut getaucht auf der Hausschlur hingestreckt, ohne den geringsten Anschein, zu ihrer Erquickung auch nur einen Trunk Wasser gehabt zu haben. Andre fanden wir auf dem Bettel völlig angekleidet, als wenn sie sich eben ganz ermüdet zum Ausruhen niedergelegt hätten, und wieder andere schienen ihrer Lage nach, worin wir sie fanden, sich todt gefallen zu haben."

"Bei Beerdigung der Todten hatten wir verschiedene rührende Scenen. Ost fanden wir denseligen noch am Leben, zu dessen Beerdigung wir gerufen waren, und in andern Häusern, wo entweder der Vater oder die Mutter gestorben war, trafen wir niemanden an, als kleine unmündige Kinder, welche in ihrer Unschuld glaubten, daß ihre Eltern schliefen. Die schreckliche Lage und das unschuldige Geschwätz dieser Kleinen verwundete und rührte unsere Herzen so sehr, daß wir fast gänzlich entschlossen waren, uns von unserm Geschäfte zurückzuziehen, wenn uns nicht die Nachlässigkeit anderer bewogen hätte, darin fortzufahren. Als wir unter andern mit dem Sarge in das Haus einer Frau traten, welche wir begraben sollten, rief uns ein kleines liebenswürdiges Mädchen entgegen: „Mama schlafst, weckt sie ja nicht auf!“ Als es sah, daß wir die Mutter in den Sarg legten, ward sein Jammer so groß, daß es uns aus aller Fassung brachte, und wir nicht wußten, was

wir antworten sollten, als es uns fragte, warum wir seine Mutter in die Kiste legten. Wir übergaben es der Aufsicht der Nachbarn, und verließen es mit schwerem Herzen. In einigen Häusern, wo wir den Leichnam eines Vaters oder einer Mutter wegzu bringen hatten, fanden wir einen Haufen Kinder, von denen einige das Schreckliche ihrer Lage zu kennen schienen, und deren Geschrei und Verwirrung unser Gefühl zu sehr angriff, um lange dabei verweilen zu können. Ost griffen wir Kinder, deren Eltern dahingerafft waren, und in der Treu herumlaufen, auf, und brachten sie ins Waisenhaus. Der Beispiele waren sehr wenige, daß Nachbarn sich einander besuchten, und selbst Freunde flohen sich einander auf der Straße. Noch weniger nahm man eine Walze auf, die aus einem Hause war, worin die Krankheit geherrscht hatte. Dies schien die größte Barbarei zu seyn; und ost erinnerten wir mehrere mit Vorwürfen an die Mittel, die sie in Händen hatten, ihren Nebenmenschen nützlich zu seyn; worauf aber bei dem allgemeinen Schreien nicht lange geachtet wurde."

"Ein Neger, der durch die Straßen ritt, sah einen Mann eine Frau zum Hause hinausstoßen. Die Frau, welche strauchelte, fiel mit dem Gesicht in den Roth, und war nicht im Stande, sich wieder aufzurichten. Der Neger hielt sie anfangs für betrunken, da sie aber in Gefahr war zu ersticken, so nahm er sie auf, und fand sie ganz nüchtern, von der Krankheit aber so ermattet, daß sie nicht im Stande war, sich selbst aufzuhelfen. Der hartherzige Mann, der sie hinausgeworfen hatte, verschloß die Thür, und verließ das arme Weib in einer solchen Lage;

das

daß sie in wenig Minuten hätte umkommen müssen. Wir wurden davon benachrichtigt, und brachten sie nach Buschill (ein Hospital). — Viele Weise, die uns doch mit gutem Beispiel hätten vorgehen sollen, betrugen sich auf eine solche Weise, daß es die Menschlichkeit empörte."

"Nur ein Beispiel von der Grausamkeit eines Weißen, der sich ein Neger gewiß nicht schuldig gemacht haben würde. Zwei Schwestern, die sehr eingezogen und zusammen lebten, waren vom gelben Fieber besessen. Die eine war so weit wieder hergestellt, daß sie vor die Thür gehen konnte. Einer ihrer Nachbaren, der sie bemerkte, fragte sie in einem hämischen Tone, ob ihre Schwester schon todt sey? Als sie es verneinte, rief er: „Nun beym Teufel, wenn sie bis morgen nicht todt ist, so will ich sie schon todt machen!“ Auf die ganz beschledene Antwort dieses armen Frauenzimmers griff er nach einem Gefäße mit Wasser, um es ihr an den Kopf zu werfen, woran er aber von einem Neger gehindert wurde. Hierauf nahm er ein Paar Hühner, welche ihnen zur Nahrung dienen sollten, aus dem Korb, und jagte sie auf die Straße. Sein Wunsch wurde erfüllt. Das Frauenzimmer, welches er tödten wollte, starb noch in derselben Nacht. Ein anderer drohte, uns zu erschlecken, wenn wir sein Haus mit einem toden Körper vorbeigingen. — Drey Tage darauf begruben wir ihn selbst." So weit die braven Neger. Ich fahre in meiner Erzählung fort:

Ungeachtet der Abwesenheit der obrigkeitlichen Personen in Philadelphia und des beträchtlichen Werths an Eigenthum, das

ohne Schutz und Aufsicht war, weil die Eigenthümer es verlassen hatten und die Personen, die dafür Sorge tragen sollten, verstorben waren, hat man doch nur von zwey Einbrüchen gehört. Ein dritter ward versucht, allein die Diebe wurden entdeckt und in Verhaft genommen. Von den in den hiesigen Gefangenissen damals thgenden Verbrechern muß man es zur Ehre der Menschheit laut gestehen, daß einige derselben, die wegen ihres friedlichen und ordentlichen Vertragens entlassen wurden, sich freiwillig zu Krankenwärtern anboten, und sich treulich und menschenliebend benahmen. So viel rühmlicher, wenn gleich eben nicht leicht, ist es, Menschen zu bessern und anzubilden, als sie hinrichten zu lassen. — Einige Hauswirthe fasten aus Mitleid den menschenfreundlichen Entschluß, die Bezahlung der Miethe während der Krankheit zu erlassen. Andere hingegen handelten sehr hart und unberühmlich, und nahmen den Mietlinnen ihr kleines Eigenhum. Eine reiche Witwe empfahl einige ihrer Miethsleute der Kommission zur Unterstützung. Sehr edel! wird man hier ausrufen; — sie erhielten auch wirklich eine kleine Unterstützung. Aber — o, Schande! — kaum hatten sie es erhalten, als die Fürbitterinn Geld und Kleidungsstücke zu sich nahm. Dies hartherzige, häßliche Weib heißt William. Vergleichend und ähnliche Handlungen sind für den Menschenfeind nieder schlagend, sind eine Beschimpfung des Menschengefühls, welches der Schöpfer so rein, so tief in unsre Seele gepflanzt hat. Es ist daher billig, auch noch einiger edler Züge zu erwähnen. Wenn gleich viele auf eine

eine nicht rühmliche Art die Stadt verließen, so zeigten sich auch wieder andere von einer gar treslichen Seite. Viele übten die Pflichten der Menschenlebe trenlich, setzten sich dabei Gefahren aus, die selbst Männer, die im Schlachtgetümmel dem Tode hundertmal Troz geboten hatten, mit bau- gem Schrecken erfüllen konnten. Einige sind leider ein Opfer ihrer Menschen- liebe geworden. Soll man sie bedauern? Nein. Sie konnten ja wahrlich nie eines rühmlicheren Todes sterben. In dieser schönen Gruppe steht Joseph Fester, ein trefflicher Mann in allen Lebenverhältnissen, als Bürger, als Bruder, als Gatte und Freund, oben an. Er pflegte der Kranken, wo er sie fand, er mochte sie kennen oder nicht; tröstete sie in ihren Leidern und suchte, so viel nur irgend in seinen Kräften war, ihr Elend zu mildern. Viele, sehr viele, sind durch seine zärtliche Sorgfalt am Leben erhalten. Oft mußte er die Leichname in den Sarg legen, wenn niemand war, der sich diesem Geschäft unterziehen wollte. Andrew, Agade, Wilson, Tomkins, Hel- muth, Fleming, Winkhouse und andere thaten dasselbe, waren die Schutzengel der Kranken, waren bey ihnen, wenn oft Gatte und Kinder sie verlassen. Wie süss muß ihr Herz es ihnen lohnen! — Neben diesen wahrhaft guten Menschen verdient die herzliche Theilnahme so vieler Edlen in der Gegend umher die ehrenwollste und dankbarste Erwähnung. Die Einwohner von Gloucester und Newjersen zeichneten sich besonders aus. Sie brachten ansehnliche Summen zusammen und kauften Ge-

bensmittel für die Hospitaler auf. Einige Bürger bey Germantown schickten 2000 Rthlr.; aus Derby kamen 1400 Rthlr.; aus Newyork 5000 Rthlr.; aus Delaware 1200 Rthlr.; und aus Boston verschiedene Artikel an, die gegen 2500 Rthlr. au Werth waren; auch fehlte es nicht an sehr reichlichen Beiträgen aus vielen andern Genden und von mehreren Privatleuten.

Die Zahl der Begrabenen beläuft sich auf 4000; viele von denen, welche die Stadt verließen, sind außerdem noch auf dem Lande gestorben.

So hat die Gottheit der Mittel viele in Händen, um die Menschen auf ihre eigne Ohnmacht auferksam zu machen und sie zu demuthigen. Ihre Züchtigungen wirken zu allen Zeiten, wenn sie gehörig beachtet und weise genutzt werden, Hell und Segen. Dies werden auch Philadelphiens Einwohner gewiß früh oder spät anmerken.

Übersicht der Weltgeschichte in dem letzten verwichenen Jahre.

Kein Jahr in der Weltgeschichte, wenigstens der neuern, ist so reich an blutigen und wichtigen Kriegsbegebenheiten gewesen, als das letzterverwichene. Ganze große blühende Provinzen und Staaten sind mit Blut überschwemmt worden, und haben alles Unheil des Krieges im vollen Maße empfunden. Mitten in diesen allgemeinen Elend hat weise Mäßigung, nächst der Vorsehung, der Schweiz den goldenen Frieden erhalten, und ihr selbst den Ruhm verschafft, daß in ihrem Schoße mehrere von den kriegsführenden Mächten friedliche Unterhandlungen gepflegt haben, von denen einige schon jetzt bis zu wirklichen Traktaten gediehen sind. Ja, während das Mangel oder Zuviel

zung der nachdurstigsten Lebensmittel, die natürliche Folge eines so weit verbreiteten Krieges, in mehreren Gegenden von Europa wilde Unruhen hervorbringt, genießt Helvetien die Früchte wechselseitiger Treue und wechselseitigen Zutrauens seiner Bürger und Regierungen, indem jene sich klug und ruhig in vorübergehende unvermeidliche Unannehmlichkeiten ergeben, denen diese sorgsam und weise die kraftigsten und passendsten Maßregeln entgegensezen.

Begebenheiten des Kriegs zwischen den coalisirten Mächten und Frankreich.

Die Schlacht von Fleurus, am 26. Junius 1794, welche durch die vorher (am 25.) geschehene Übergabe von Charleroi an die Franzosen, für die Alliierten unglücklich ausfiel, entschied das Schicksal der österreichischen Niederlande, deren Raumung, (mit Ausnahme von Luxemburg) nach vielen blutigen Gefechten, die den langsamem Rückzug der Deutschen bezeichneten, besonders durch die nach den mörderischen Gefechten vom 6. und 7. Julius zu Stand gebrachte Vereinigung der französischen Nord- und Sambre- und Maas-Armee am 9. Julius zu Brüssel, so weit statt hatte, daß zu Anfang des Augusts die Hauptstärke der Alliierten sich auf die Beschützung der Stadt und Festung Maastricht beschränkte. In der Zwischenzeit, bis auch hier neue blutige Auseinandersetzungen die Lage der Sachen veränderten, verdrängten die Franzosen in der Gegend vom Oberrhein, am 13., 14., und 15. Julius die Preußen von Trippstadt und Kaiserslautern; und die französische Moselarmee stürmte am 8. August die Verschanzungen vor Bellingen bey Trier, wodurch diese Stadt in ihre Hände kam. Auch gegen die Spanier erschienen die Franzosen verschiedene Vorteile, durch welche sie zwischen dem 1. und 4. August die Einnahme von Fontarabia, Port du Passage, und Sanct Sebastian bewirkten; jedoch ergab sich die Festung Bellegarde, als der zuletzt übriggebliebene, der von den Spaniern eroberten französischen Plätze, um wel-

chen, seit er blockiert und belagert war, mehrere Schlachten mit abwechselnden Kriegsglück geliefert worden waren, erst in der letzten Hälfte des Septembers an die Franzosen. Der französischen Ostpyrenäenarmee gelang es ebenfalls gegen Ende des Jahres, in dem spanischen Navarra vorzudringen, und nach einer großen Schlacht am 17. November, in welcher die Anführer der spanischen und der französischen Armee, der Graf de la Union und der General Dugomier, beide umkamen, selbst dessen Hauptstadt, Pampluna, zu bedrohen. In den Niederlanden erzwangen, nach mehreren unentschiedenen Gefechten, die Franzosen endlich am 18. September den Übergang über die Ourte und Maas, und konnten die Einschließung und Belagerung von Maastricht anfangen, welche durch die Übergabe dieses Platzes am 4. November endigte. Die kaiserliche Armee hatte nun bey Jülich ihre letzte Stellung bisseits des Rheins genommen, die sie aber, nach einer blutigen Schlacht am 1. und 2. Oktober, wiederum zu räumen, und über den Rhein zu gehen genötigt ward. Hierdurch wurde die Preußische Armee außer Stand gesetzt, ihren am 20. September durch die Wiedereinnahme von Kaiserslautern über die Franzosen erhaltenen Vorteil zu behaupten; und durch ihren Rückzug über den Rhein wurde das ganze rechte Rheinufer, mit Ausnahme von Mainz, den Franzosen überlassen, welche dieselben letztern Platz sich näherten, ohne jedoch in mehreren Gefechten, die in dessen Nähe vorfielen, etwas erhebliches gegen denselben auszurichten. Mittlerweile hatten sich die vier von den Alliierten eroberten Plätze des französischen Flanderns, Conde', Valenciennes, le Quesnoy, und Landrecies (Conde' zuletzt am 30. August), nach einander durch Kapitulation wieder an die Franzosen ergeben; und es fieng an, auch mit den Angelegenheiten der vereinigten Niederlande mißlich auszusehen. Am 28. Julius hatte sich die Nordarmee, welche unter Führung des General Pichegru nunmehr besonders gegen die vereinigten Niederlande agirte, der Insel Catsand bemächtigt, und am 26. August hatte sich die Festung Sluys ergeben. Mehrere unglückliche Gefechte

sekten die vereinigten englischen, hannöverschen und hessischen Truppen, unter Anführung des Herzogs von York, außer Stand, die Einschließung von Herzogenbusch und Breda zu verhindern; und der erstere Platz ergab sich nach einer kurzen Belagerung bereits am 7. Oktober. Das nehmliche Schicksal hatten mehrere von den festen Plätzen, welche die vereinigten Niederlande decken, unter andern Venloo am 27. Oktober, und Grave zu Ende des Decembers; dieser letzte Platz hatte mit der schwächsten, aus schweizerischen Truppen bestehenden Besatzung, unter allen den tapfersten und längsten Widerstand gethan. Nachdem die Franzosen endlich den Übergang über die Waal erzwungen hatten, und da auch die strenge Fahrzeit, vermittelst des Zufrierens der verschiedenen Kanäle, ihre Fortschritte begünstigte, giengen die vereinigten Niederlande ganz verloren, und die Franzosen rückten am 21. Januar 1795 in Amsterdam ein. Seit dieser Zeit fielen auf dem festen Lande wenig wichtige Kriegsbegebenheiten mehr vor. Am 1. Juni ergab sich die Festung Luxemburg, nach einer langwierigen Blockade und Belagerung, an die Franzosen. In Italien, wo sich die Franzosen im Besitz der Grafschaft Nizza und verschiedener Bergwässer gegen Piemont zu befanden, wurden sie im Junius von den vereinigten österreichischen und sardinischen Truppen angegriffen; ohngeachtet es den letzteren, bei wiederholten Versuchen, nicht gelang, die französischen Linien bey Vado zu erstürmen, sahen sich doch die Franzosen genötigt, diese zu verlassen, und die Alliierten fassten dadurch Fuß auf dem genuesischen Gebiet.

Die englische Seemacht behielt auf den europäischen Meeren das Übergewicht, und novità mehrmals, vorzüglich in einem Gefecht am 14. März, die französische Flotte auf dem mittelländischen Meere, mit Verlust einiger Schiffe, von ihren Unternehmungen abzustehen. Auch konnten die Franzosen nicht verhindern, dass die englische Flotte mehrere ihrer Häfen an den Küsten der Bretagne und Normandie bedrohte, und nach einem im Angesicht des Hafens von Brest über einige französische Kriegsschiffe erhaltenen Vortheil, Belle-Ile belager-

te, und zu Ende des Junit in der Halbinsel Quiberon mehrere tausend französische Emigrirte an das Land setzte, die aber, da sie keine Vereinigung mit den benachbarten Chouans bewirken konnten, bald von der französischen Armee eingeschlossen wurden, und am 20. Julius eine vollständige Niederlage erlitten, zu welcher besonders der Absatz eines, aus französischen Kriegsgefangenen bestehenden Theiles ihres Corps beitrug. Ohngeachtet der großen Überlegenheit der Engländer zur See, fuhren die Franzosen auch fort, ihnen durch Kaperturen vielen Abbruch zu thun; es gelang ihnen sogar, den größten Theil ihrer westindischen Kolonien in den sogenannten Antillen, durch Aufstände der Negern in einigen, und der Kolonisten selbst oder der eingeborenen Bewohner in andern derselben unterstützt, wieder zu erobern.

In den inneren französischen Angelegenheiten waren schon gegen die Mitte des vorigen Jahres große Veränderungen vorgegangen. Am 27. Julius 1794 war der lange Zeit an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses allmächtig gewesene Robespierre gestürzt worden, und hatte mit mehreren seiner Anhänger das nehmliche Blutgerüst besiegen, auf welches er während seiner Regierung, mit Einverständniß der meisten übrigen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, mehrere tausend Unglückliche geschickt hatte. Seitdem hörten die zahlreichen Verhaftnemungen und Hinrichtungen auf, und die Societät der Pariser Jakobiner, welche noch immer fortführ, jenen Maasregeln das Wort zu reden, wurde am 13. November aufgehoben. Zwei Versuche, welche diese mit den Nahmen der Terroristen oder Schreckensmänner bezeichnete Partei am 1. April und am 20. May 1795 machten, um sich wieder in ihr voriges Ansehen zu setzen, wurde vereitelt, ob es gleich beymahl den Aufrührern gelungen war, bis in den Ort der Sitzungen des Konvents, der noch einige von ihren Anhängern unter seinen Mitgliedern zählte, zu dringen. Das erste mahl, am 1. April, war der eben in Paris anwesende General Michelet an die Spitze des Militärs gegen die Aufrührer gestellt worden. Das zweytemahl, am 20. May, wurde sogar Géraud, ein Mitglied des Konvents, im Ver-

sammlung

sammungssaal ermordet, und der Präsident, Boissi d'Anglas, musste lange Zeit die Drohungen der wütenden Menge aushalten, ja es wurden selbst Feuerwehre gegen ihn abgeschossen, ohne daß er sich bewegen ließ, den Forderungen der Aufrührer nachzugeben. Um den vielen blutigen Auseinandersetzungen, welche zwischen den Jakobinern und ihren Gegnern vorfielen, so wie den Unordnungen in Frankreich überhaupt ein Ziel zu setzen, ernannte der Konvent eine Kommission von elf seiner Mitglieder, welche eine republikanische Verfassung entwerfen sollten. Diese wurde zu Ende des Januari dem Konvent vorgelegt, und die Debatten über dieselbe hatten im August ein Ende, worauf beschlossen wurde, sie der französischen Nation zur Annahme vorzuschlagen. Unterdessen hatte die Veränderung, welche durch den Sturz Robespierres und des alten Wohlfahrtausschusses in dem Benehmen der französischen Regierung hervergebracht worden war, mehrere von den kriegsführenden Mächten bewogen, mit derselben in Friedensunterhandlungen zu treten. Am 9. Februar 1795 kam zu Paris der Friede mit Toskana zu Stande; am 5. April zu Basel mit Preußen, und am 23. Julii ebendaselbst mit Spanien. In dem Frieden mit Preußen wurden Grundlagen zu künftigen Unterhandlungen mit dem deutschen Reich festgesetzt. Spanien schied, gegen die Abtretung seines Anteils an der westindischen Insel St. Domingo, alle gegen diese Krone gemachten Eroberungen zurück. Die vereinigten Niederlande, deren Statthalter, der Prinz von Oranien, durch die Fortschritte der französischen Armeen gefangen worden war, sich nach England zu begeben, hatten, mit Ausschließung desselben, am 14. May einen Friedens- und Allianz-Traktat mit Frankreich geschlossen. Andere Friedensverträge, welche im April und May mit den gegen die Revolution aufgelehnten Anführern der Vendee und der sogenannten Chouans geschlossen wurden, hatten keinen langen Bestand, und bei der zunehmenden Übermacht der englischen Marine an den dortigen Küsten, verschlugen sie sich größtentheils wieder. Am 8. Januari starb der im Temple verhaftete Sohn Ludwigs des Sechzehnten

an einer Krankheit, deren medizinischen Bericht der Konvent bekannt machte.

P o l e n. Während daß die Preußen Warschau belagerten, waren auch in dem Theile von Polen, dessen sich Preußen in der letzten Theilung bemächtigt hatte, solche Unruhen ausgebrochen, und die Insurgenten hatten daselbst solche Fortschritte gemacht, daß jene Belagerung im September aufgehoben werden mußte. Mit desto größerer Macht rückten sich die Russen, und nachdem sie am 10. Oktober 1794 einen entscheidenden Sieg erfochten hatten, durch welchen der Oberbefehlshaber der polnischen Nationaltruppen, der General Kosciusko, verwundet in ihre Hände gefallen war, nahmen sie unter Führung des Grafen Suvarow die Vorstadt von Warschau, Praga, mit Sturm ein; worauf sich Warschau am 10. November ergeben mußte. Hierdurch nahm die polnische Revolution ein Ende, ohne daß jedoch bisher das Schicksal dieses Landes entschieden worden wäre, dessen grösster Theil, samt dem König selbst, seitdem in der Gewalt der Russen geblieben ist.

M o r d i s c h e R e i c h e. Da sich durch den Allianztraktat zwischen den vereinigten Niederlanden und Frankreich, erstere anheimlich gemacht hatten, außer der Zahlung einer ansehnlichen Summe Gelds und der Abtretung einiger fester Plätze und Landstriche, zu dem Krieg gegen England eine Flotte zu liefern; so wurde vermöge eines ähnlichen Traktats zwischen England und Russland von letzterer Macht eine Flotte von gleicher Stärke zur Vermehrung der englischen Seemacht ausgerüstet. Nicht minder geschah die Ausrüstung einer vereinigten Schwedisch-Dänischen Flotte, zur Behauptung der Neutralität. Während dessen ereignete sich aber ein für Dänemark äußerst trauriger Vorsatz, indem am 5. und 6. Januari dieses Jahres in Copenhagen ein furchtlicher Brand wütete, und einen großen Theil dieser Stadt verzehrte.